Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 4 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 5. Juli 1907

Zur Philosophie der Revolution.

Von David Koigen.

I.

Der Kulturakt und die Revolution.

Die soziale Kulturwirklichkeit, die aus guten Gründen als Kulturakt aufgefaßt werden kann, wird von verschiedenen Prinzipien gebildet, die zugleich die Stellung des einzelnen in der Welt zum Ausdruck bringen. Solcher Bildungsprinzipien gibt es vier. Drei unter ihnen: das aristokratische, demokratische und revolutionäre haben greifbare menschliche Verhaltungsformen zum Inhalt. Sie bringen die Verhältnisse der Ueberordnung oder das Uebereinander, das Nebeneinander und das Gegeneinander zum Vorschein. Das vierte Prinzip aber geht auf die Einheit und Ganzheit des Kulturaktes hinaus, sein Objekt macht z. B. diejenige Einheitswirklichkeit in den Begriffen Staat, Volk, soziale Organisation, Kulturmensch und dergl. mehr aus, die nicht von den ersten drei Kulturpositionen konstituiert werden können. Wir nennen es das Gemeinschaftsprinzip, den Willen zum einheitlichen und widerspruchslosen Miteinandersein. Ganz unverhohlen gesprochen, bedeutet letzten Endes der Gemeinschaftswille die Theo- oder Soziokratie schlechthin.

Wir haben hier unser Augenmerk lediglich auf die revolutionäre Position im Kulturakt zu richten, die in der Mitte zwischen der aristokratischen, demokratischen und gemeinschaftlichen Willensrichtung waltet. Während die aristokratisch gerichtete Lebensposition des einzelnen im subjektiven Selbsterhaltungstrieb ihren Anfang nimmt, sich fremde Kräfte aneignet, eine hierarchische Ueberordnung anstrebt, auf Besitz (ein Haben) gerichtet ist und schließlich wieder zu sich zurückkehrt, um sich in Selbstsucht zu verlieren, so zielt die demokratische Lebensrichtung auf eine Nebensordnung von sich als Selbstzweck wissenden, autonomen Wesen ab. Die demokratische Position will den Menschen als Person schlechthin, abgesehen von all seinem Vermögen, Können und Haben, gelten lassen und sucht so den usurpatorischen Willen des Aristokratismus zur Stagnation zu bringen. Sie vertritt innerhalb der einander bekämpfenden, einander beherrschenden und sich aneinander assimilierenden Menschenverhältnisse die Idee des Seins und der Einzigkeit, mit einem Worte, den Ruhepunkt des Kulturaktes. Der aristokratische Wille in uns will immer etwas Aeußerliches, Fremdes, der demokratisch gerichtete Wille hingegen will nur sich selbst, und nur im eigenen Selbst findet er Genugtuung und Freiheit. Der Gemeinschaftswille sucht den Ausgleich zwischen diesen beiden Polen des

menschlichen Verhaltens herzustellen, weckt den Sinn für einheitliche Ordnung und Zugehörigkeit und erhebt fortwährend die einzelnen in die Sphäre der gemeinsamen Ganzheit und Allheit. Zwischen all diesen polaren Willensäußerungen schiebt sich der revolutionäre, umwälzende Wille hinein, der an sich weder ein „Haben", noch ein „Sein" (Geltung) ist, noch endlich sich von Rücksichten der Gemeinschaft und organischen Ganzheit leiten läßt. Er stellt vielmehr das reine Anders-werden vor, und in ständiger Um- und Verwandlung sucht er sich zu erfassen. Anders als die naturalistisch-usurpatorische und die autonom-idealistische Verhaltungsform den Weltinhalt gestalten, hinaus über den vom Gemeinschaftswillen geschaffenen Gleichgewichtszustand, hinweg von den natürlichen, sozialen und wissenschaftlichen ver- und befestigten und befestigenden Organisationen, — dahin geht seine große, jeder Gebundenheit und Begrenzung spottende Sehnsucht, darin liegt sein vornehmliches, immanentes Ziel verborgen.

Der revolutionäre Wille in seiner Reinheit ist die verkörperte Unruhe, und er weist nur ein Ziel, und zwar ein negatives, auf: Anders-werden. Ihm ist und bleibt immer die durch die übrigen menschlichen Positionen und ihre Correlate natürlicher Art hergestellte Kontinuität ein Dorn im Auge. Diskontinuierlich, „diskret" erscheint ihm die Welt, und in lauter diskontinuierliche, disharmonische, gegeneinander gerichtete Größen möchte er diese umgewandelt sehen. Es ist klar: allenthalben, wo Spannkräfte wahrgenommen werden, wo das Uebereinander, Neben- und Miteinander mit sich selbst oder untereinander in Kollision geraten, überall dort waltet der revolutionäre Wille. Er ist der Bogen, der die mannigfaltigen Aktivitätsäußerungen auseinanderhält und sie in polare, einander ausschließende Wechselbeziehungen verwandelt, aus denen dann ein nicht dagewesenes Drittes, ein Anderswerden hervorbricht. In jede noch so kleine Verfassung menschlicher Begebenheiten schleicht sich notwendigerweise die revolutionäre Willensrichtung ein und mahnt an Veränderung, Verwandlung und an das Anders-werden-können überhaupt, bis es nicht zu einer selbstständigen umwälzenden Kulturmacht herauswächst.

Ich muß ein Wort sagen über meine Stellung zu den Beiträgen, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, da ich aus zahlreichen Aeußerungen entnehme, daß man meine Rolle als „Herausgeber" falsch aufgefaßt hat.

In vollem Umfange „verantwortlich" fühle ich mich nur für meine eigenen Arbeiten. Neben ihnen aber werden Aufsätze erscheinen, die doch wenigstens in meinem Geiste geschrieben sind, wenn auch ihr Sachgehalt vielleicht von meiner Auffassung abweicht. Zu dieser Gattung gehören die Artikel David Koigens, dessen Fragestellung der meinigen sehr ähnlich ist, wenn wir auch oft zu verschiedener Einsicht und verschiedener Wertung kommen. Diese Beiträge, mit denen also der bestimmte Ton angeschlagen werden soll, auf den ich den Inhalt der Zeitschrift allmählich stimmen möchte, werden von nun ab an erster Stelle erscheinen und sich auch drucktechnisch von dem Reste abheben.

Selbstverständlich würde es meinem Wunsche entsprechen, wenn es bei diesen Beiträgen, die meines Geistes sind, sein Bewenden haben könnte. Nun hält es aber die Schriftleitung für notwendig, neben der neuen „Richtung" Aeußerungen alten Stils zu publizieren — politische Betrachtungen, populär-wissenschaftliche Erörterungen beliebigen Inhalts — die, sei es wegen ihres Stoffes, sei es wegen ihres Verfassers, Interesse bieten könnten. Für diese Art Veröffentlichungen, die also zunächst gar kein bestimmtes Gepräge tragen und die ebensogut in einer anderen Zeitschrift hätten Aufnahme finden können, bin ich nicht verantwortlich, auch dann nicht, wenn sie etwa „sozialwissenschaftlichen" Inhalts sind.

Ob jemals und wenn ja: in welchem Umfange und wann es möglich sein wird, die gesamte Zeitschrift mit meinem Geiste zu erfüllen, wird davon abhängen, ob sich eine genügende Zahl von Lesern einstellen wird, die Gefallen an meiner Art finden und — von Mitarbeitern, die Talent genug besitzen, sie schriftstellerisch zu vertreten.

Werner Sombart.

Finanzpolitik.

Von **Victor von Podbielski**, Staatsminister a. D.

I.

Das Reich.

Finanzpolitische Aeußerungen sind momentan aktuell. Ueberall in der Presse standen sie in letzter Zeit zur Diskussion, und in den Parlamenten wurde mehr als sonst über sie bei Gelegenheit der Etatberathungen debattirt. Das Reich und sein größter Bundesstaat brauchen Geld, viel Geld. Das Reich für die Armee, für die Marine, für seine Colonien und manches Andre. Preußen in der Hauptsache für seine Beamten, denen eine allgemeine und nicht unbeträchtliche Erhöhung ihrer Bezüge in Aussicht gestellt ist. In beiden Fällen handelt es sich um enorme Summen. Man denke an die Zahl von Beamten, die Preußen beschäftigt, an die Hunderte von Millionen, die das Reich allein in wenigen Jahren für Südwestafrika zu opfern hatte und beim augenblicklichen Status unserer internationalen Situation für die absolute Schlagfertigkeit von Heer und Wehr zu opfern hat.

Wo aber ist die Deckung für so hohe Beträge? Daß wir sie brauchen, ist keine Frage, wird auch von keiner auf nationalem Boden stehenden Partei bestritten. Uneinig durchaus aber ist man über die Art der Deckung. Im Reich plant man die verschiedensten Steuern. Bier, Taback, Branntwein, Automobil und Luxus werden als Objekte genannt. Jeder reitet sein Steckenpferdchen und wird ungemütlich, wenns dem Andern nicht gefällt. In Preußen hat der Finanzminister die Erhöhung der Einkommensteuer als dringend nothwendig bezeichnet und auf keiner Seite des Abgeordnetenhauses angesichts der finanziellen Lage des Budgets Widerspruch erfahren.

Was das Reich anbelangt, so hat man vor Allem klar darüber zu werden, daß jede einseitige Anspannung der Steuerschrauben aufs Unangenehmste empfunden werden wird und auf beträchtliche Widerstände stößt. Einseitig aber ist jede Besteuerung, die einen Erwerbszweig erheblich mehr belastet als einen andern, handle es sich dabei nun um Rohprodukte oder um fertige Consumartikel. Unangenehm wirkt eine einseitige Besteuerung schon, weil sie als ungerecht empfunden wird und Jeder sagt: warum soll gerade ich bluten? Das kann der Andere. Und hat von seinem Standpunkte aus Recht; nur ist dem Staate und seiner Kasse damit nicht gedient.

. . . Aber sind wir denn heute nicht bereits ein völlig plutokratischer Staat? Ist nicht jedes große Industrieunternehmen eine kleine, in sich geschlossene Einheit mit staatlichen Formen? Können wir daher nicht von ihnen lernen? Vornehmlich von der vollendetsten Form dieser Privatbetriebe, den Banken, die allesamt eine Geldumsatzgebühr erheben? Die Banken erheben $^1/_8$ per Mille, der Staat könnte zehn Pfennig pro hundert Mark als Grundquote nehmen. Bedingung freilich wäre, wenn damit wirklich Nennenswerthes erreicht werden soll, daß wir Einschränkungen (wie sie in der Quittungs-, Fahrkarten-, Banderolen- und ähnlichen Steuern zu Tage traten) fernhalten. Wie leicht giebt man zehn Pfennige aus; auf der Straßenbahn, für Ansichtkarten, für tausend kleine Bedürfnisse und

Nichtbedürfnisse des täglichen Lebens; eine Statistik des Nickelumsatzes würde gewiß interessante Dinge erzählen; und selbst der sozialdemokratische Arbeiter bringt für „reine Wäsche", als minimalste Leistung, seinen Wochengroschen zur Parteikasse.

Aber nicht nur allgemein, auch obligatorisch müßte die Umlaufsteuer sein, so daß keine Zahlung, für die nicht der Obolus in Form einer Kontrollmarke geleistet wäre, gültig und als geleistet zu gelten hätte. Würde die Steuer in diesem Umfange und mit dieser Strenge durchgeführt werden, so hätte man in ihr ein vorzügliches Mittel der Budgetbalanzirung, die heute so viel Schwierigkeiten und Kopfzerbrechen macht. Denn der Reichstag hätte die Möglichkeit, im Bedarfsfalle den Normalsatz etwas zu erhöhen, oder, wenn die Finanzlage es gestattet, ihn zu verringern; könnte die Quote auf elf steigen oder auf neun fallen lassen. Es leuchtet ein, daß damit der Etat eine ungemeine Elastizität erhielte, den Schwankungen der Ausgaben ein von Jahr zu Jahr leicht beschaffbares finanzielles Aequivalent entgegensetzen könnte, und wir wären endlich der leidigen Pflicht ledig, uns immer und immer wieder den Kopf über mögliche neue Steuern zu zerbrechen.

Jedes Gesetz hat nicht nur eine rechtliche, sondern auch eine ethische Seite, oder soll sie wenigstens haben. Und Steuergesetze machen da keine Ausnahme. Die Steuerbeamten haben gegen jede neue Steuer die ernstesten Bedenken, sehen in jeder zunächst nur wieder einen neuen Anreiz für das politische Rechtssubjekt zu Defraudation und Hinterziehungen. Das ist begreiflich; sie sehen den Menschen nur allzuoft von seiner schwächsten Seite. Allein Gesetze können nicht lediglich nach dem Gesichtspunkt möglicher Umgehung gegeben werden oder unterlassen bleiben. Auch läßt sich Manövern, die den Willen des Gesetzgebers zu hintergehen den Zweck haben, durch die Formulirung des Gesetzes vorbeugen. Wird jede Umgehung unter rigorose Strafe gestellt, so wird der Anreiz dazu mit der Ausschaltung möglicher Gewinnchancen beträchtlich schrumpfen. Auf der andern Seite gilt es, die Bevölkerung zu streng rechtlichen Anschauungen zu erziehen. Das ist unbedingt nöthig. Heute bedingt jede neue Steuer ein neues Heer von Beamten, also eine enorme Belastung der Staatskasse, während die erste Forderung ist, Steuern ohne besondere Belastung der Bevölkerung zu erhalten. Ihr Zweck ist doch, der Staatskasse, also dem großen Ganzen zugutezukommen. Jetzt fließt nicht selten der dickste Tropfen vorweg einer kleinen Spezialbeamtenkategorie zu. Ein klassisches Beispiel ist die Sektsteuer, die eine Bruttoeinnahme von etwa 2,4 Millionen Mark bringt und der Staatskasse nur einen ganz erheblich reduzirten Nettoüberschuß abgiebt. Der größte Theil wird also von einer beschränkten Zahl von Spezialfunktionären verschlungen, wie in der nicht immer guten alten Zeit der Chausseehäuser und Brückenzölle. Dies muß unbedingt vermieden werden und läßt sich, wie bemerkt, durch eine entsprechende Fassung des Gesetzes verhüten. Sie festzulegen, ist nicht die Aufgabe eines kurzen Artikels, der nicht abschließen, sondern anregen soll. Eine endgültige Fixirung muß der öffentlichen Diskussion und der Berathung durch die verfassungsrechtlich zuständigen Instanzen überlassen bleiben. Die nachfolgende Formulirung hat daher lediglich den Zweck, der öffentlichen Diskussion eine präcisirte Unterlage zu schaffen.

Das ganze Gesetz ließe sich in etwa vier Paragraphen umschreiben.

§ 1: Jede Zahlung über 5 Mark, mag sie in welcher Form immer geleistet werden, unterliegt einer Abgabepflicht.

§ 2: Die Höhe der Abgabe wird auf einen bestimmten Prozentsatz normirt, der alljährlich durch die Organe der Gesetzgebung im Etat bestimmt wird.

§ 3: Jede Zahlung ist nur dann als rechtsgültig geleistet zu betrachten, wenn die ihr entsprechende Abgabe geleistet wurde.

§ 4: Wer zur Ausübung seines Berufes einer Conzession bedarf, geht dieser verlustig, falls er sich der Leistung der Abgaben entzieht.

§ 5: Hohe Strafbestimmungen.

Da mit dieser Steuer jede Art von Geldumlauf getroffen würde, fiele die Notwendigkeit spezieller Besteuerung einzelner Bevölkerungsklassen fort, die bisher so viel böses Blut gemacht hat. Daß der hier vorgeschlagene Weg gangbar ist, dürfte, wie ein Blick auf England lehrt, nicht mit Erfolg zu bezweifeln sein. Und ebenso sind Volk und Regierung gleichermaßen daran interessirt, endlich einmal aus der ewigen Geldklemme und Schuldenmacherei herauszukommen. Der im praktischen Leben Stehende pflegt die Bedürfnisse des Volkes unmittelbarer zu empfinden, als der Mann am grünen Tisch. Daher legitimirt sich der Versuch, aus der Praxis des Lebens heraus Vorschläge für die Regierung zu öffentlicher Diskussion zu stellen.

Memento.

Längst hatte Karl der Große die Augen geschlossen, doch kein Geschlecht hinterlassen, das ihm gleich war. Rasch bröckelte Stein um Stein aus dem Riesenbau, morschte das Gefüge im Streit kleiner, mit Alltagklugheit und Alltageigennutz sich befehdender Menschlein. Noch ruhte der Große nicht ein Menschenalter in der Aachener Gruft, da barst seine Schöpfung schon in drei Theile, und jeder davon hat in langen und harten Kämpfen sich dann mühsam sein Daseinsrecht erstritten. „Von Allen ward, klagt ein Diakon dieser Zeit, das Reich, wie ein vom Haupte gefallener Kranz, mit Füßen getreten und verlor, seines Diadems beraubt, zugleich kaiserlichen Namen und Zier. Schon wird Niemand mehr als Kaiser geehrt, die Einheit der Herrschaft ist gefallen, und statt der Könige walten Königlein, statt des Reiches haben wir Reichsfragmente. Sie alle, die einst Eintracht verband, werden jetzt, nach gebrochenem Bunde, durch traurige Spaltungen heimgesucht.“ Nicht immer lähmte innerer Hader die Gravitation der Kräfte; oft drohte Verhängnis von außen. Und im Reich der Ostfranken wollte die Ruhe nicht mehr sich einheimen. Der Normannenschrecken kam, im Osten drückte die Macht der Slaven mehr und mehr, und bald sollten im Südosten Feinde erscheinen, wie sie seit Attilas Tagen nicht mehr in deutschen Marken gesehen waren.

Waren sie gerufen? Die Legende schwankt; jahrhundertelang hat das Volk Verwünschungen auf Arnolfs, des Kärtners, Haupt geladen, weil er die Ungarn zum Kampf gegen Swatopluk, den Mährerfürsten, bis dicht an des Reiches Grenze geführt haben sollte, und Liudbrand fragt, ob er nicht pro tam immenso scelere in der Hölle zu büßen habe. Sicher ist, daß seit diesem Zug die Sicherheit des Südostens dahin war, und daß das wie kaum ein zweites von den Germanen verabscheute Volk in kurzen Pausen verheerend über die deutschen Grenzen zog. Die Chronisten zeichnen sein Bild mit den widerlichsten Zügen. „Schon das Aeußere der Magyaren, sagt

Dümmler in der vorzüglichen Geschichte des Ostfränkischen Reichs, flößte den Franken Abscheu und Widerwillen ein, so daß sie mehr Unholde, als wirkliche Menschen vor sich zu haben glaubten. Sie bemerkten an ihnen vornehmlich die häßlichen, wilden Gesichtszüge, die tiefliegenden Augen, das bis auf drei Zöpfe abgeschorene Haupthaar und den niederen Wuchs. Dazu unscheinbare Waffen und Zelte, der eintönige Klang ihrer unverständlichen Sprache und der barbarische Schlachtruf. Man erzählte schaudernd, daß sie Blut der Erschlagenen tränken und die Herzen der Gefangenen als ein Heilmittel stückweise verzehrten. Wo sie hinkamen in Feindes Lande, brannten sie alle Gebäude nieder, töteten, was wehrhaft war, und schleppten nebst unermeßlichem Raube, zumal an Vieh, Scharen von Weibern und Mädchen unter den rohesten Mißhandlungen pro libidine exercenda mit sich fort." Kein Wunder also, daß „die einen sie mit den fast schon verschollenen Avaren, ihren Vorgängern, oder mit den Hunen in Verbindung brachten, an welche der Name erinnern konnte; andere gar mit den Sarazenen, denen sie an Grausamkeit glichen. Auch den vieldeutigen Skythen wurden sie beigezählt und als die Völker Gog und Magog angesehen, die am Ende der Welt erscheinen, um Tod und Verderben zu spenden. Mit ihrer Verschlagenheit, der sie die meisten ihrer Siege zu verdanken hatten, verbanden sie, wie so viele barbarische Völker, große Treulosigkeit und trugen, wenn Habgier sie reizte, nie Bedenken, ihre Eide zu brechen."

„Ihrer Treulosigkeit, ergänzt Quitzmann, kam aber nur die Unersättlichkeit ihrer Habgier gleich, wie sie sich in dem wilden Charakter eines armen Räubervolkes erzeugt und durch seine Mißgeschicke, wie durch Vermengung mit dem Auswurfe aller durchzogenen Stämme auf den höchsten Grad gesteigert werden mußte. Wenn die Gothen das verhaßte Volk der Hunen aus einer geilen Vermischung von Zauberhexen und bösen Geistern entspringen ließen, so wundern sich die abendländischen Schriftsteller, daß die Langmuth Gottes wohl nur zur Strafe der sündigen Christenheit solche Ungeheuer auf Erden dulde."

892 hatte Arnolf den Schlag gegen Swatopluk geführt, dem Mähren erlag. Kein Jahr war seitdem vergangen, in dem die Ungarn nicht das deutsche Land bedroht hätten; bald an der Elbe, bald an der Donau. Und als, in den ersten Jahren des zehnten Säkulums, das Reich der Marahanen vernichtet war, lag der Nomadentroß vor den entblößten Grenzen Bayerns und Sachsens. Arnolf war nach längerem Kränkeln 899 gestorben und Erzbischof Hatto von Mainz hatte die Krone dem sechsjährigen Ludwig gerettet. An dessen Hof war aber für die größte Gefahr zunächst kein Interesse zu finden. Alter Familienhader drängte zur Schlichtung, und als die Babenberger Fehde endlich ihr blutiges Ende erreicht hatte, war das Land so geschwächt, daß es beim ersten Stoß nicht mehr zu widerstehen vermochte. Mit Sachsen begannts. Die Daleminzier, von Heinrich, des Sachsengrafen Otto Sohn, bedrängt, riefen die Ungarn zu Hülfe, die am 24. Juni 906 zum ersten Mal deutschen Boden betraten. Ein gräßliches Wüten entfesselter Barbarenroheit begann. „Viele Männer, erzählt ein Annalist, wurden erschlagen; ganze Scharen von Weibern edler, freier und geringer Abkunft fortgeschleppt, mit den Haaren verkoppelt, wie das Vieh, nackt und mit durchbohrten Brüsten; viele Kinder dazu." Kurz darauf ward der Raubzug wiederholt. Und doch war dies alles nur ein Vorspiel zu dem, was sich im folgenden Juli in Bayern abspielen sollte.

Schneller ist eine Katastrophe wohl selten über ein Volk hereingebrochen, als die vom Juli 907 über Bayern. Keine Chronik weiß etwas von dem, was vorherging, zu melden; keine auch nur anzugeben, wo die Schlacht stattfand. Ob die Bajuvaren, des Schreckens ohne Ende satt, ob die Ungarn, von leichtfertiger Ueberhebung der Germanen gereizt, begannen: wird je die Geschichte zweifelfreie Antwort finden? Die zuverlässigen Chronisten stellen uns vor das nakte Faktum, und Aventin, der mit der Kunst eines Exakten lügt, hat zwar eine detaillirte Skizze geliefert, sich zugleich aber um jeden wissenschaftlichen Kredit fabulirt. So stehen wir einem der entscheidendsten Ereignisse unserer Geschichte gegenüber, ohne zu wissen, warum, wo, in welchen Formen es verlief. Nur die Zeit ist uns bekannt und ein Theil der Opfer, mit dem die Bajuvaren ihr Unglück bezahlten. Am 5. (oder 6.) Juli kams zwischen ihnen und den Ungarn zur Schlacht, die zu einem Schlachten ward. Was an hervorragenden Namen in der Ostmark war, fiel der Tücke des Feindes zum Opfer. „Baioariorum gens ab Ungaris pene deleta est", sagt der Corveier Annalist; Chronisten und Totenbücher nennen die Namen derer, die auf der Wahlstatt blieben. Markgraf Luitpold, ihr ritterlicher Führer, Bischof Theotmar von Salzburg, der Erzkaplan, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben. „So viele Grafen und Herrn vom höchsten Adel mit ihren Ministerialen und Dienstmannen, sagt Quitzmann, lagen im Heldentode hingestreckt, daß man seitdem glaubte, die alten Geschlechter der Bajuvaren seien damals ausgestorben. Die Verwüstung, das grenzenlose Elend, welches diese Niederlage über die Ostmark nicht nur, sondern über das ganze Flachland von Bayern bis an den Lech brachte, ist unsäglich, denn über den Totenwall der Helden brachen die unmenschlichen Räuberhorden in das nichtsahnende Land, und mit ihnen flog der Würgengel über dessen friedliche Fluren." Doch die Schlacht hatte noch andere, wichtigere Folgen: „Mit diesem gewaltigen Siege war das Bestehen der Ungarn als einer selbstständigen Nation in den von ihnen eingenommenen Sitzen für die kommenden Jahrhunderte gesichert." So urtheilt Dümmler. Erst durch ihn entstand, was wir heute Ungarn nennen. Und diese politische Seite ists, die das schmerzliche Ereignis dem Publizisten ins Gedenken ruft. Jahr um Jahr zog nun das Verderben durch die deutschen Gaue, durch Franken und Thüringen, Schwaben und Bayern. Erst ein Lustrum später machten die vereinigten Alemannen und Bajuvaren unter Arnolf, Luitpolds thatkräftigem Sohne, in der mörderischen Schlacht am Inn dem Schrecken ein Ende. Gräßlich tobte der Grimm sich aus, kaum dreißig sollen sich zu retten vermocht haben. „Da was, singt ein alter Dichter,

da was gevochten ein michel strît;
Manch Ungern verlos da den lip;
Die Bayer rochen êhint und wip.
Ir wart da sovil erslagen,
daz es niemen êhan gesagen
und niemen erzelln mach;
sie slugen sich nacht und tach
unz an der Leita stat;
dannoch waren si nit vechten sat!"

Alte Schmach war damit getilgt; doch ihre Folge nicht vernichtet.

Auf der Jagd nach dem Vergnügen.*)

Von Bernard Shaw.

Bis zu einem gewissen Punkt bin ich nie vor Marterqualen zurückgeschreckt. Bei weitem die schwerste Forderung, die jemals vom Gemeinwohl an mich gestellt wurde, ist die, welche vor Jahren meine Nächte den Theatern und meine Tage dem Schreiben über diese Theater opferte. Wenn ich geahnt hätte, wie außerordentlich peinlich meine Erfahrung sein würde, ich weiß nicht, ob ich das Gemeinwohl nicht noch eine Weile ungefördert gelassen hätte, bevor ich ihm dieses höchste Opfer brachte. Aber ich bin in den vorhergehenden Jahren so selten im Theater gewesen, daß ich mir seine Greuel nicht vergegenwärtigen konnte. Ich glaube steif und fest, daß die Heimsuchungen, die damals für mich begannen, meinen Geist erheblich geschädigt haben. Jedenfalls kamen die Dinge nach der kritischen Tätigkeit der letzten Wochen zu einer Krisis. Ich fühlte, insbesondere was die frische Luft anbelangt, daß ich unter Bedingungen, die denen der Sperrsitze möglichst unähnlich sind, irgend ein wirkliches Erlebnis haben müsse. Nach einiger Ueberlegung fiel mir ein, daß sich vielleicht ein neuartiges und überzeugendes Stück Realismus ergeben könnte, wenn ich aufs Land hinausginge, einen gefährlichen Hügel auswählte und ihn auf einem Rad, während der dunkelsten Nachtstunden, mit voller Geschwindigkeit hinunterführe. Das geschah auch.

Es hat wohl noch kaum ein Mensch einen andern jemals so völlig mißverstanden, wie der Arzt mich mißverstand, als er sich wegen des Gefühls entschuldigte, das die Spitze seiner Nadel hervorrief, mit der er die übermäßige Offenheit meines Antlitzes, nach meinem nächtlichen Abenteuer, ausbesserte. Wer durch nahezu drei Jahre die Stiche der Schauspieler erduldet hat, den berührt der Stich einer chirurgischen Stopfnadel wie eine köstliche Erleichterung. Ich konnte ihn nicht gut bitten, bloß zu meiner Unterhaltung noch ein paar Stiche zu machen, da ich doch aus reiner Genußsucht seine Sonntagruhe in einem solchen Maße gestört hatte, daß seine Güte mich beschämte; aber ich zweifle, ob ich je wieder ein Stück sehen werde, ohne mich nach dem verhältnismäßigen Behagen jenes stillen ländlichen Operationszimmers zurückzusehnen. Die Stille um mich her wurde nur durch den entfernten Gesang und den pochenden Trommelschlag irgend eines Heilsarmeekorps unterbrochen, und die Nadel berührte mit ihrem zarten Realismus meine Gefühlsnerven, Stich um Stich, mit absoluter Aufrichtigkeit in den Händen eines Künstlers, der seine Sache wirklich gelernt hatte und sie auszuüben verstand.

Um den Vergleich zu vervollständigen, wäre es notwendig, auf seine Oekonomie einzugehen und das Honorar des Doktors gegen den Preis eines Sperrsitzes in einem Westend-Theater abzuwägen. Aber hieran werde ich durch die Tatsache gehindert, daß sich die höchste Kunst gegen einen Vergleich zwischen ihrem unendlichen Werte und einem endlichen Geldhaufen empört. Zufällig gewann mir meine Stimme, die eine irländische Stimme ist, die Sympathie des Arztes, ein Umstand, der angesichts der Tatsache, daß er selbst Irländer war, beinahe

*) Diesen Aufsatz hat Shaw kurz vor seinem Scheiden als Theaterkritiker geschrieben, er liefert uns den interessanten Beweis, daß englische Kritiker von seinem Rang ungefähr genau so über Herrn Trees Schauspielkunst gedacht haben, wie die verrohten Berliner Rezensenten, deren Legitimität in der Auffassung Shakespearescher Dramen Herr Tree so herablassend bezweifelt hat.

Anmerkung des Uebersetzers.

über alle Glaubwürdigkeit hinaus erstaunlich erscheinen muß, aber es war so. Er empfand richtig, daß Sympathie über jeden Preis erhaben ist, und lehnte es ab, sie zum Gegenstand einer geschäftlichen Transaktion zu machen. Dadurch machte er es mir unmöglich, seinen Namen ohne schwarzen Undank zu nennen, denn ich kenne keine wirksamere Art, einen Mann in diesem Lande zugrunde zu richten, als die Bekanntmachung seiner Neigung — und wäre sie noch so klein — eine wohlwollende Haltung gegen notleidende Fremde anzunehmen. Hier wird der Westend-Theaterdirektor vielleicht vorwurfsvoll murmeln: „Nun, habe ich denn jemals gestattet, daß Sie Ihren Platz bezahlen?" Worauf ich nicht umhin kann zu entgegnen: „Ist das auch der Sympathie zuzuschreiben, die meine Stimme in Ihnen erweckt, wenn ich sie jeden Samstag erhebe?" Ich schmeichle mir, Einladungen gegenüber nicht undankbar zu sein, aber man kann von mir doch nicht verlangen, daß ich für den Direktor, der meine Nerven foltert, meinen Geist schwächt und meinen Charakter vernichtet, so fühlen soll wie ich für den Arzt fühlte, der meinen Körper heilte, meine Seele erfrischte und meiner ausgebildeten Stimme schmeichelte, als ich ihm nicht mehr war denn ein im unrichtigen Augenblick erscheinender Fremdling mit einem unerhört blau geschlagenen Auge. Das hieße die Gerechtigkeit entthronen und die ewige Seligkeit verwerfen. Außerdem sagte er, es sei ein Glück zu nennen, daß ich mich nicht erschlagen habe. Würde irgend ein Theaterdirektor dieser Meinung gewesen sein?

Das köstlichste an diesem Dorf war vielleicht, daß sein Gefühl für die relative Wichtigkeit der Dinge so richtig angepaßt war, daß es in seinen Mauern keinen Theaterklatsch gab, denn dieser Doktor wußte tatsächlich nicht, wer ich bin. Mit einem Zynismus, über den mich seine Barmherzigkeit später erröten machte, suchte ich ihn wegen der pekuniären Zulänglichkeit seines kotbespritzten, zerfetzten, blutbefleckten Patienten zu beruhigen, indem ich sagte: „Mein Name ist G. B. S.", wie wenn einer sagt: „Mein Name ist Cecil Rhodes oder Henry Irving oder Wilhelm von Deutschland." Ohne mit der Wimper zu zucken, befriedigte er freundlich meine egoistische Geschwätzigkeit, indem er vollkommen leichten Herzens entgegnete: „Der meine ist F.: was sind Sie?" Als ich endlich in einer Atmosphäre atmete, in der es so wenig ausmachte, wer und was G. B. S. ist, daß niemand etwas darüber wußte, schluchzte ich beinahe vor Erleichterung, während er seine Nadel mit einem hübschen weißen Roßhaar einfädelte und taktvoll so tat, als hörte er meinem ausweichenden Gemurmel an, ich sei „eine Art Schreiber", eine Erklärung, die ihm wohl beibringen sollte, daß ich meinen ehrlichen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Namen in Goldbuchstaben über Auslagefenstern und auf durchlochten Drahtjalousien verdiente. Der Makel meines konventionellen bescheidenen Ansehens in das unverdorbene Bewußtsein seines wohlwollenden und vernünftigen Lebens zu bringen, wäre die Tat einer Schlange gewesen.

Alles in allem genommen, ließ der Erfolg meines Experiments nichts zu wünschen übrig, und ich empfehle es vertrauensvoll zur Nachahmung. Meine Nerven hatten ihre Spannkraft, und mein Naturell hatte seine natürliche Sanftheit vollkommen wiedererlangt. Ich bin seitdem stets in einem Grade friedlich, glücklich und zärtlich, der meine Freunde in Erstaunen setzt. Allerdings läßt mein Aeußeres etwas zu wünschen übrig; aber ich glaube, daß die Sanftheit meines Augenausdrucks, wenn es wieder sichtbar wird, für die Verwüstung seiner Umgebung mehr als entschädigen wird.

Immerhin ist ein Mensch etwas mehr als eine Omelette, und nicht die schwerste Verwundung vermag meinen Geist so weit zu zähmen, daß ich mich der Sophisterei unterwürfe, mit welcher Beerbohm-Tree versucht hat, die Schuld namens „Katherine and Petruchio" von seinen und Garricks Schultern auf die Shakespeares zu wälzen. Ich habe nie gezögert, unserm unsterblichen William soviel wie möglich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man in Erwägung zieht, wie weit seine Frevel meine Schmähkräfte übersteigen; aber auch William hat Anspruch auf ehrliches Spiel. Tree behauptet, daß die Szenen, die Shakespeare geschrieben und die Garrick aus ihrem Zusammenhange gerissen hat, ein echtes Shakespeare-Drama bilden; und auch noch, daß das Stück zur Unterhaltung Christopher Slys, des Kesselflickers, aufgeführt wurde und deshalb desto besser gewesen sei, je ausschweifender es war. Diese Beweisführung ist so atemberaubend, daß ich nur die eine Frage hervorkeuchen kann, was denn Tree unter der einzig wirklichen beredten und tiefgefühlten Stelle versteht, die Sly in den Mund gelegt ist: „'s ist ein vortreffliches Stück Arbeit: ich wollt', es wär' getan!" Dieser Zug, zu dem sich das ganze Sly-Zwischenspiel nur wie der Griff zum Dolche verhält, scheint mir Trees Identifizierung des Geschmacks seines Publikums in Her Majesty's Theatre mit dem eines betrunkenen Kesselflickers auf ein Niveau zu stellen, das entschieden tiefer steht als der augenblickliche Zustand meines linken Auges. Das zweite Argument ist ernsthafter gemeint und kann sogar die Einfalt des echten Londoner Theaterbesuchers täuschen. Wir wollen sein Prinzip dadurch auf die Probe stellen, daß wir seine Anwendung variieren. Gewisse antichristliche Propagandisten haben sowohl hier wie in Amerika aus der Bibel alle Stellen ausgemerzt, die für die Familienlektüre nicht geeignet sind, und dann eine Anzahl davon dem Publikum als Proben aus der Heiligen Schrift angeboten. Einige unserer strenggläubigen Schriftsteller haben sich, obwohl stark entrüstet über diese polemische Kriegslist, nichtsdestoweniger kein Gewissen daraus gemacht, dem Wesen nach dasselbe mit dem Koran zu tun. Will Tree für diese Sammlungen die volle Autorität, Würde und Begeisterung der Autoren beanspruchen, aus denen sie zusammengesetzt sind? Wenn nicht, welchen Unterschied macht er zwischen dem Vorgehen Garricks von dem ihrigen? Garrick entnahm einem Drama Shakespeares alle Stellen, die seinem niedrigeren Zwecke dienen konnten, und ließ das übrige fort. Wäre es sein Ziel gewesen, in dem ehrlichen Glauben, daß die Shakespeare-Verehrung ein verdammungswürdiger Irrtum sei, Shakespeare in Mißkredit zu bringen, so hätten wir „Katherine and Petruchio", trotzdem wir das Produkt beklagten, achten können. Aber er hatte keine derartige Ueberzeugung: ja, er war ein erklärter Shakespeare-Verehrer und ohne Zweifel ein aufrichtiger, so weit seine unglückliche Urteilsfähigkeit ging. Er verstümmelte „Der Widerspenstigen Zähmung" einzig und allein, weil er aus der Gemeinheit des Geschmacks seiner Zeit Kapital zu schlagen hoffte. Eine solche Transaktion kann auf kaufmännischem Gebiete verteidigt werden; sie auf einem andern zu verteidigen, scheint mir entweder ein künstlerischer Fehler oder ein Bekenntnis von Philisterei zu sein. Wenn Tree mutig erklärte, daß er „Katherine and Petruchio" für ein besseres Stück als „Der Widerspenstigen Zähmung" halte, und daß Garrick als Schauspieler und Direktor seine Sache besser verstanden habe als ein bloßer Dichter, so bliebe er in den Grenzen seiner Rechte. Er würde unserer Leichtgläubigkeit nicht einmal allzuviel zumuten, denn eine lange Dynastie von Schauspielerdirektoren von Cibber bis auf

Sir Irving sind unzweifelhaft aufrichtig gewesen, wenn sie ihre eigenen Bühnenbearbeitungen den verstümmelten Meisterwerken des Genies vorzogen, das sie mit gesprochenen Ehrenbezeugungen verschwenderisch überschüttet haben. Aber Tree erhebt keinen Anspruch auf einen solchen Vorzug; im Gegenteil, er brandmarkt die Bearbeitung Garricks unverblümt als Kesselflickerkost und macht Shakespeare dafür verantwortlich, daß ihm die Materialien gestohlen wurden.

Ich wünsche nicht, Tree durch akademische Fragen in Verlegenheit zu bringen. Mein Zweck ist ein praktischer: ich will ihn soweit einschüchtern, daß er seinem eigenen Urteile gänzlich mißtrauen soll, wenn es sich um Shakespeare handelt. Er ist im Begriff, eines von den großen Dramen Shakespeares, „Julius Cäsar", aufzuführen: und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dieses Werk in Stücke reißen wird. Der Mann, der „Katherine and Petruchio" wieder aufgeführt hat, ist ganz gut fähig, alles Un-Shakespearesche zu tun. Ich tadle ihn darum nicht: es ist eine ganz natürliche Folge der Tatsache, daß er, wie die meisten Schauspieler und Direktoren, Shakespeare nicht liebt und ihn nicht kennt, obwohl er sich ohne bewußte Unaufrichtigkeit der allgemeinen Uebereinkunft über die Größe des „Schwanes" fügt. Ich bin weit davon entfernt, meine eigene, aus den Tagen meiner Kindheit stammende Vorliebe für Shakespeare und meine Vertrautheit mit dem Dichter irgendwie als überlegen hinzustellen gegenüber Trees reifer Abneigung oder Gleichgültigkeit. Aber ich darf vernünftigerweise annehmen — obwohl ich zugebe, daß diese Annahme ungewöhnlich und wahrlich beispiellos ist — daß Shakespeares Stücke zur Befriedigung jener Menschen aufgeführt werden, die Shakespeare lieben, und nicht als langweiliger Ritus, um den Ruhm des Autors zu feiern und den des Schauspielers zu erhöhen. Deshalb hoffe ich, Tree werde beim Zustutzen des „Julius Cäsar", soweit seine beschränkte Zeit ihm dies gestattet, sorgfältig alle Stellen beibehalten, die ihm mißfallen, und nur jene streichen, die ihm genügend populär erscheinen werden, um den Anschauungen Christopher Slys entgegenzukommen. Er wird in keinem Falle eine so gute Bühnenbearbeitung hervorbringen, wie Forbes Robertsons „Hamlet" es gewesen ist, weil „Hamlet" Herrn F. R. gefallen zu haben scheint; auch keine so gute wie George Alexanders Bearbeitung von „Wie es Euch gefällt", weil Herr Alexander augenscheinlich Shakespeare für einen ebenso guten Beurteiler eines Stückes hält wie sich selbst; aber wir werden dann wenigstens einem ausgesprochenen anti-Shakespeareschen „Julius Cäsar" entgehen. Wenn Tree soviel wie ich darunter gelitten hätte, Shakespeare verstümmelt zu sehen, um dem Londoner Spießbürger ein Fest zu bereiten, so würde er meine Nervosität über diesen Gegenstand nachempfinden können.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Zweites Bild.

[1. Fortsetzung]

(Eine graugetünchte Gefängniszelle. In der vom Zuschauer aus linken Wand die eisenbeschlagene Türe, mit Guckloch und Klappe zum Hinausreichen des Speisenapfes. In der rechten Seitenwand ein kleines, sehr hoch angebrachtes stark vergittertes Fenster. An der Rückwand von links nach rechts zuerst ein schlichter, an der Wand befestigter Tisch, der hinaufgeklappt werden kann. Daneben eine

ebenso eingerichtete primitive Bank ohne Lehne. Neben der Bank steht eine braune, irdene Schale am Boden und darinnen ein brauner, irdener Wasserkrug. Darüber an der Wand ein kleines Regal, worauf eine Bibel, ein Speisenapf, ein eiserner Löffel, eine Salzbüchse, ein Kamm und ein Ende Zwirnsfaden liegen. Neben dem Regal hängt ein Handtuch. Mehr dem Fenster zu ist an der Rückwand das hinaufgeklappte und an die Mauer festgeschlossene Bett angebracht, bestehend aus einer Pritsche und einer grauleinenen Matratze. Ueber dem Bett hängt die gedruckte Gefängnisordnung mit den sieben Disziplinarstrafen.)

Erste Szene.

(Clara sitzt in blau und weiß gestreifter Sträflingskleidung, bestehend aus Rock und Jacke, am Tisch und liest im neuen Testament. Plötzlich hört man draußen das Rasseln eines Schlüsselbundes. Sie erhebt sich und bleibt regungslos stehen. Ein Schlüssel wird von außen ins Türschloß gesteckt und umgedreht, zwei schwere Riegel werden zurückgeschoben. Darauf öffnet sich die Tür, und die Aufseherin in schlichter, grauer Kleidung, einen Packen Zeitungen unter dem Arm, tritt ein.)

Die Aufseherin: So! Da ist die Allgemeine Deutsche Musikzeitung! Der Herr Direktor hat mir mein Fett gegeben! Unsereins hat alles auszufressen! Das ist ein Leben mit euch Weibsleuten, ich danke schön! Eben kommt er ins Magazin, der Herr Direktor: „Na, was fahren diese Zeitungen im Gefängnismagazin herum?! Ist unser Gefängnismagazin eine Trödelbude?!“ — „Herr Direktor, das ist die Allgemeine Deutsche Musikzeitung, die das Fräulein von Siebzehn allwöchentlich zugeschickt bekommt.“ — „Dann sagen Sie ihr, sie solle die Zeitungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, und sie solle sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, und daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen herausssteht!“ Da haben Sie nun wenigstens was zu tun! Sie sollen die Zeitungen ganz genau eine nach der andern dem Datum nach ordnen, und Sie sollen sie ganz genau eine auf die andere legen, so daß sich nirgends ein Eselsohr in dem Packen findet, und daß nirgends eine Ecke von einem Blatt aus dem Packen herausssteht. Haben Sie soviel Verstand, um das zu begreifen?

Clara: Ja, ich habe es verstanden.

Die Aufseherin: Also vorwärts, flink an die Arbeit! Bis Sie das Essen fassen, müssen Sie fertig sein! Dann kann ich den verdammten Packen wieder ins Magazin zurückbringen. (sie nimmt den Kamm vom Regal und betrachtet ihn genau) Es ist nicht zu glauben, was das für Ferkel sind! Wozu gebe ich Ihnen denn den Zwirnsfaden? Sagen Sie mir nur, wozu gebe ich Ihnen jeden Sonnabend nachmittag einen Zwirnsfaden?!

Clara: Ich habe den Kamm, so gut ich konnte, gereinigt. Aber Sie haben mir noch nie gesagt, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie am Sonnabend nachmittag hereinreichen.

Die Aufseherin: Ihnen muß man alles hundertmal sagen!

Clara: Das lügen Sie! Sie haben es bis jetzt in den vier Monaten, die ich hier bin, absichtlich unterlassen, mir zu sagen, wozu der Zwirnsfaden da ist, den Sie mir am Sonnabend hereinreichen, damit Ihnen ja noch ein Vorwand übrig bleibt, mich wie einen Dienstboten anzuschnauzen!

Die Aufseherin: So eine Frechheit! Na, Sie sehen vor Pfingsten übers Jahr keinen grünen Baum wieder! Das kann ich Ihnen sagen! — Den Zwirnsfaden bekommen Sie, um Ihren Kamm damit zu reinigen! Wo haben Sie ihn denn?!

Clara: Meinen Kamm? Sie halten ihn ja in der Hand!

Die Aufseherin: Nicht Ihren Kamm, zum Donnerwetter! Ihren Zwirnsfaden!

Clara: Ach so, meinen Zwirnsfaden. (sie nimmt den Zwirnsfaden vom Regal) Hier ist der Zwirnsfaden.

Die Aufseherin: Geben Sie her! Natürlich voll Schmutz! Ferkel! Das eine Ende nimmt man in den Mund, zwischen die Vorderzähne. So! (sie tut es) Das andere Ende hält man mit der linken Hand fest. So, sehen Sie! Merken Sie sich das jetzt! Ich habe keine Lust, Ihnen das noch hundertmal vorzumachen! Dann faßt man den Kamm mit der rechten Hand und fährt an dem Zwirnsfaden gleichmäßig auf und nieder. (sie tut es) So, sehen Sie! Und so reinigt man — sorgfältig — der Reihe nach einen Zahn um den andern.

Einen um den andern! (mit dem Kamm auf und nieder fahrend) Eins, zwei! Eins zwei! — Werden Sie das jetzt endlich begriffen haben? — Eins, zwei! — Sie?!

Clara: Ja, jetzt wo Sie es mir gezeigt haben, weiß ich es. — (angstvoll) Aber der Arzt ist heute wieder nicht gekommen! Vorgestern versprach er als sicher, daß er heute kommen und mir etwas verschreiben werde!

Die Aufseherin: Der Arzt? Das glaube ich Ihnen! — Nehmen Sie sich gefälligst ein Beispiel an unseren Mannsbildern da drüben! Wenn die sechs Wochen bei uns in Kost sind, dann haben sie ganz und gar vergessen, daß es überhaupt noch Weiber auf dieser Welt gibt. Fünfzehn Jahre bleiben sie dann hier, ohne daß ihnen auch nur im Traum einmal ein Weib vorkommt! Aber Ihr Weibsleute! Euch kann man im Dunkeln an die Kette legen, Ihr denkt Tag und Nacht nur an den Mann! Heute ist es der Arzt und morgen ist es der Geistliche! Ihr denkt nur an den Mann, der Euch für all eure Schande und all Euer Elend trösten soll!

Clara (unter Krämpfen): Ich werde wahnsinnig! Ich bin dem Selbstmord nahe! Ich habe gestöhnt und gestöhnt die ganze Nacht hindurch! Mein Herz hält das nicht mehr aus! Ich muß ein Schlafmittel haben! Ein Schlafmittel! Sagen Sie das dem Gefängnisarzt! Er muß mir etwas Beruhigendes geben!

Die Aufseherin: Ein heißes Fußbad! Ja, das können Sie haben! — Das hilft gegen Ihre Herzbeklemmungen. Ich bringe das heiße Fußbad herein, wenn Sie das Essen gefaßt haben. Bis ich Ihr Bett losschließe, stecken Sie Ihre Füße hinein, auch wenn's etwas weh tut! Soviel hält man aus, wenn man schlafen will! Den Gefängnisarzt, den haben Sie zum Schlafen nicht nötig!

Zweite Szene.

(In der offen gebliebenen Türe erscheint Josef Reißner, hinter ihm ein Wachtmeister in Uniform.)

Clara (schreit überwältigt): Josef . . . . !

Josef (sie mit einem Blick zur Besinnung bringend): Gnädiges Fräulein!

Der Wachtmeister: Sind Sie da, Aufseherin?

Die Aufseherin: Ich bin hier, Herr Oberaufseher! Was ist es mit dem Herrn?

Der Wachtmeister (in der Tür stehen bleibend): Der Herr Direktor hat dem Herrn Professor gestattet, die Zelle der Gefangenen zu betreten, natürlich vorausgesetzt, daß die Aufseherin anwesend ist. — Sie, Aufseherin, sind also da?

Die Aufseherin: Ich bin hier!

Der Wachtmeister: Und Sie bleiben auch hier?

Die Aufseherin: Schon gut. Ich bleibe in der Zelle, solange der Herr hier ist.

Der Wachtmeister: Na also. (er sieht sich flüchtig in der Zelle um und bleibt am Bett stehen) Wie das hier aussieht!

Clara (zuckt nervös zusammen).

Die Aufseherin: Ich sage es ja! Man kann reden und reden, soviel man will, es nutzt alles nichts!

Der Wachtmeister: Eine gerade Linie muß die Matratze mit dem oberen Rand des Bettes bilden! Eine gerade Linie! Wenn das der Herr Direktor gewahrt, dann kriege ich einen Verweis!

Clara (eilt an das Bett): Ich bringe es gleich in Ordnung!

Der Wachtmeister: Na also. (Er verläßt die Zelle. Die Türe bleibt geöffnet.)

Dritte Szene.

Clara. Die Aufseherin. Josef.

Josef: Gnädiges Fräulein! Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß mein Erscheinen Erwartungen in Ihnen wachruft, die im nächsten Moment zur schmerzlichsten Enttäuschung werden können. Glauben Sie, bitte, nicht, in mir Ihren Befreier vor sich zu sehen. Mit voller Bestimmtheit läßt sich in diesem Augenblick noch wenig sagen. Aber die Tatsache, daß

mich der Herr Gefängnisdirektor Ihre Zelle betreten läßt, ist mir ein untrügliches Zeichen dafür, daß Ihrem Geschick jedenfalls eine günstige Wendung nahe bevorsteht!

Clara: Herr — Herr Professor! — Ich — ich — die Sprache — ich kann nämlich nicht sprechen! — in der Kehle — hier — seit vier Monaten — ich habe seit vier Monaten — keinen bekannten Menschen habe ich mehr gesehen! — Herr Professor — (plötzlich angstvoll auffahrend) Herr — Herr — Nein! — Gehen Sie fort, Herr! Lassen Sie mich allein! Sie bringen nichts Schönes, Herr! Mit Ihnen, Herr — kommt nichts Gutes über diese Schwelle! Nein! Niemals! Ich habe geschworen, Herr! Ich will mich auf das, was Sie mir sagen — ob Sie es mit Bestimmtheit sagen oder nicht mit Bestimmtheit sagen! — nie, nie mehr einlassen!

Josef (räuspert sich laut, dann mit starker Stimme): Gnädiges Fräulein! In einer Viertelstunde von jetzt ab gerechnet. — Es kann höchstens zwanzig Minuten dauern! — wird meine Frau hier bei Ihnen sein. Sie werden sich meiner Frau noch erinnern! — Gnädiges Fräulein, meine Frau hat ohne Ihr Wissen ein Immediatgesuch an den Landesherrn gerichtet....

Clara (vor sich hinmurmelnd): Gnädiges Fräulein ....?

Josef: Meine Frau, gnädiges Fräulein, hat ein Immediatgesuch, in dem sie unter allerhand Begründungen um Ihre Begnadigung nachsucht, durch ich weiß nicht welche Vermittlungen an seine königliche Hoheit zu bringen verstanden. Und seine königliche Hoheit — soviel steht augenblicklich unumstößlich fest — haben das Gnadengesuch selber in Händen gehabt..

Clara (betrachtet lächelnd ihre Kleidung von oben bis unten): Das gnädige Fräulein, das soll wohl ich sein?

Josef: Ich konnte mit dem besten Willen nicht darauf gefaßt sein, gnädiges Fräulein, daß Ihnen der Anblick Ihres Lehrers, dem nur die Wahrscheinlichkeit einer baldigen günstigen Wendung in Ihrem Schicksal Zutritt zu Ihnen verschafft, daß Ihnen dieser Anblick so unerträglich sein werde! — Meine Frau hat sich an eine Dame gewandt, deren Verbindungen und Beziehungen gar keinen Zweifel an dem besten Erfolg ihrer Bemühungen aufkommen lassen!

Clara (bricht plötzlich in die Knie und windet sich in Krämpfen auf der Erde): O womit habe ich das verdient! Womit habe ich das verdient! Nein, ich bin kein hysterisches Weibsbild! Ich bin nicht hysterisch! Ich bin es nicht! Aber ich kann nicht anders! Ich kann mir nicht anders helfen! O Gott, womit habe ich das verdient! O Gott, o Gott! ich bin nun einmal so! Die ganze vergangene Nacht habe ich an den fürchterlichsten Herzkrämpfen gelitten! Was Wunder, daß jetzt alles zum Ausbruch kommt! — O Gott, o Gott, o Gott, wenn mich doch jemand durchpeitschte! Wenn mich nur jemand peitschen wollte! Peitschenhiebe, bis ich kein Gefühl mehr in den Gliedern habe! Nur kein Gefühl mehr im Körper! Peitschenhiebe brauche ich! Nur kein menschliches Gefühl mehr! Um Gottes Barmherzigkeit willen die Peitsche! — die Peitsche!

Josef (kniet neben ihr nieder und streichelt ihr geschäftig Stirn und Wangen): Beruhigen Sie sich, mein Fräulein! Beruhigen Sie sich, mein Kind! Beruhigen Sie sich doch in des drei Teufels Namen! Habe ich als Ihr Lehrer denn nicht die Pflicht, mich darum zu kümmern, was aus Ihnen wird? Ich versichere Sie, daß ich Ihr Geschick während der ganzen Zeit Ihrer Gefängnishaft nicht eine Minute aus dem Kopfe verloren habe! (er richtet sie langsam empor) Und Gott sei's gedankt, hat sich Ihr Los doch seit dem Beginn Ihres Prozesses stetig zum Besseren gewandt. Vergessen Sie das doch, bitte, nicht! Sie sind jetzt auf dem allerbesten Wege, sich Ihr künstlerisches Leben neu zu gestalten. Denken Sie doch nur zurück! Unendlich viel schlimmer als der Aufenthalt hier im Gefängnis war doch für Sie die Zeit, die Sie in Antwerpen verlebt haben! Ihre Existenz war damals vollständig aussichtslos! War es denn da ein so unverantwortungsvolles Verbrechen von mir, daß ich Ihnen als Ihr Lehrer den Rat gab, nach Deutschland zurückzukommen, sich kurzerhand verurteilen zu lassen und in aller Stille Ihre Strafe zu verbüßen?! Jetzt können Sie doch endlich Ihre ganze Lebenskraft wieder frei und ohne Hindernisse für Ihre Kunst einsetzen! Bedenken Sie doch, was Sie durch die Quälereien, die Sie hier erdulden mußten, gewonnen haben! Die Hälfte der über Sie verhängten Strafen haben Sie ja nun schon glücklich überstanden! Und

wie ich eben andeutete, findet das Rätsel Ihres Geschickes ja in diesem Augenblick vielleicht schon eine ganz unerwartete günstige Lösung!

Clara (unter seinen Liebkosungen wollüstig erschauernd): Wie wohl das tut! — O Gott, wie wohl das tut!

Josef: In Antwerpen kannten Sie keine menschliche Seele! Deutschland war Ihnen verschlossen! Zu Ihrer Mutter in die Schweiz zurückzukehren war Ihnen, solange Ihre künstlerische Zukunft nicht wieder frei und offen vor Ihnen lag, gleichfalls unmöglich!

Clara: Sie hatten recht, Herr Professor! Gottes Gnade behüte mich davor, die Tage noch einmal erleben zu müssen, die ich in Antwerpen verbrachte! Das war schrecklicher als alles, was ich hier in den vier Monaten ausgestanden! Vor meinem Fenster der schwarze Kanal, in den ich hinunterstarrte, während ich Woche um Woche kein Wort über die Lippen brachte! Kein Klavier! Keine Noten! Tat ich einmal den Mund zum Singen auf, dann war mir meine Stimme das gellende Verdammungsurteil, vor dem ich mich in den dunkelsten Winkel verkroch! Ein zermalmender Donnerschlag war mir der leiseste Laut, den ich sang! Und in der Schweiz meine Mutter, deren Briefe mir gewissenhaft nachgeschickt wurden! Die nicht ahnen durfte, wo ihr Kind war, geschweige denn, weshalb es dort war! Ich las und las und sah keine Möglichkeit, ihr ein Lebenszeichen von mir zu geben!

Josef: Ja, was ich noch sagen wollte ...

Clara: Als Du dann schriebst, es wäre wohl das Beste, zurückzukommen, weil ich ja doch voraussichtlich freigesprochen würde ...

Josef: Mein gnädiges Fräulein! ...

Clara: Ja, ja! Gewiß! — Meine Richter dachten im Traum nicht daran, mich freizusprechen. Sie verurteilten mich zu acht Monaten Gefängnis und ließen mich aus dem Sitzungssaal in diese Zelle bringen! Aber trotzdem ist mir doch die Fahrt von Antwerpen hierher als das reinste, schönste Glück im Gedächtnis, das mir seit den Erlebnissen meiner frühesten Kindheit zuteil geworden ist.

Josef: Sie spannen mich absichtlich auf die Folter!

Clara: Wie es freilich jetzt um meine künstlerische Zukunft aussieht, das liegt einstweilen für mich noch im dunkeln! Legen Sie hier doch einmal Ihre rechte Hand auf Ihr Herz, Herr Professor, und sehen Sie mir in die Augen! Glauben Sie immer noch daran, daß ich in einem Jahr eine der gefeiertsten Wagnersängerinnen bin?!

Josef (ihr ruhig in die Augen blickend): Wenn Sie bei mir Privatunterricht nehmen!

Clara: Wenn ich bei Ihnen Privatunterricht nehme?!

Josef: Was kann ich Ihnen als Gesangspädagoge anderes antworten! — Gott sei Dank, da kommt meine Frau!

Vierte Szene.

(Else Reißner, einige große Rosen in der Hand, tritt ein. Hinter ihr erscheint der Wachtmeister in der Tür. Die Vorigen.)

Else (rasch auf sie zugehend): Clara, ich bringe Dir diese Rosen!

Clara: Else! — Die schönen Blumen! — Du findest mich hier in einer ganz unmöglichen Toilette!

Der Wachtmeister (in der offenen Tür): Aufseherin! Der Herr Direktor sagt, Sie könnten die Gefangene mit den Herrschaften jetzt, wo die Frau Professor hier ist, allein in der Zelle lassen. Sie wissen, was Sie zu tun haben?

Die Aufseherin: Schon gut, schon gut. Sie bleiben hier, Herr Oberaufseher?

Der Wachtmeister: Gehen Sie nur. Ich bleibe hier.

Die Aufseherin: Dann gehe ich also! (sie verläßt die Zelle. — Der Wachtmeister bleibt anfangs in der Türe, tritt dann in den Gang hinaus und geht vor der offenen Zelle auf und nieder.)

Else: Deine Begnadigung, Clara, ist ausgefertigt! Du bist begnadigt, Clara! Du bist begnadigt! Wir warten hier nur noch auf den Gefängnisdirektor, der Dir die allerhöchste Entscheidung mitteilen muß, und dann verlassen wir dieses entsetzliche Bauwerk!

Clara (scheu und angstvoll): Ich soll voraussichtlich wieder einmal freigesprochen werden!

Else: Du bist begnadigt, Clara! Glaub mir, Du bist begnadigt! — Seit dem Verhandlungstage, an dem Du zu acht Monaten verurteilt wurdest, gab es in meinem Kopfe nur einen Gedanken: Wie kann ich sie befreien! Wie kann ich Clara befreien! Nächtelang habe ich mein Gehirn mit diesem einen Gedanken zermartert! Endlich kam mir die Erleuchtung: ein Gnadengesuch an den Großherzog! Erste Bedingung war natürlich, daß das Gnadengesuch dem Justizminister nicht in die Hände geriet. Denn der Justizminister hat für alles, was nicht gleich Räuber und Mörder ist, nicht das geringste Verständnis. Dein Gnadengesuch mußte dem Großherzog von jemandem, der ihm menschlich nahe steht, zu lesen gegeben werden; und diesen hilfreichen Engel fand ich in der Person der Baronin Sommerfeld. Ich tat einen Fußfall vor ihr, ich habe aufrichtig und ehrlich vor ihr geweint. Wie das in dem Augenblick plötzlich so gegen all mein Erwarten über mich kam, ist mir heute noch nicht verständlich. Nun handelte es sich nur noch darum, das Begnadigungsgesuch wirkungsvoll zu stilisieren. Deine beste Fürbitterin, Clara, war, ohne daß sie sich's träumen läßt, Deine liebe Mutter. Ich schrieb, daß Du eine schweizerische Offizierstochter seiest, und daß Deine Mutter seit Jahren an einem schweren Herzleiden daniederliege. Der Großherzog soll sofort geäußert haben: daß nur ja die alte Dame nichts davon erfährt! Er begreife ja, wie einem hübschen, jungen Mädchen so etwas passieren könne, aber es wäre doch zu gräßlich, wenn die alte Mutter dafür büßen müßte!

Clara: Ich möchte mich vor Scham erdrosseln, Else, daß ich hier in diesem Rock und in dieser Jacke vor Dir stehen muß! Da, nimm Deine Blumen! Die Blumen passen mir nicht recht zu meiner Frisur! Ich will Gott danken, wenn diese Tür wieder hinter Euch zugeriegelt wird! Mir war in dieser Zelle so wohl wie dem Fisch im Wasser, solange ich allein darin war! Euer Besuch martert mich mehr, als es der Untersuchungsrichter mit all seinen Verhören getan hat!

Else: Clara, Clara, wie kannst Du mich so fürchterlich quälen! In einigen Minuten — es kann höchstens noch eine Viertelstunde dauern — wird der Gefängnisdirektor hier sein! Ich kann ja vor Glück über Deine Befreiung die Tränen kaum zurückhalten! (von Weinen überwältigt) O Clara, Du ahnst ja gar nicht, wie gut es Dir ergangen ist! In jener gleichen Nacht, in der Du damals nach Antwerpen flohst, wurde die unglückliche Frau Fischer, mit der zusammen Du angeklagt warst, zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt!

Clara: Allmächtiger Gott!

Josef: Die Frau Fischer wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt! Ein Jahr von ihrer Strafe hat sie bis heute schon abgebüßt!

Der Wachtmeister (tritt hastig ein und geht direkt auf das Bett zu): Der Herr Direktor kommt! Haben Sie die Matratze vorschriftsmäßig zurechtgerichtet? (fährt mit der Hand über den oberen Rand des Bettes) Na, Gott sei Dank! (die Zeitungen bemerkend, die auf dem Tisch liegen) Was tut denn der dicke Packen Zeitungen hier?

Clara: Der Herr Direktor hat mir die Zeitungen eben erst hereingeschickt, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.

Der Wachtmeister: Das weiß er aber doch gar nicht mehr! Ich kriege einen Verweis! (strammstehend, da von außen rasche Schritte laut werden) In Gottes Namen!

Josef (zu den Damen): Jetzt, bitte, ruhig!

Fünfte Szene.

(Der Gefängnisdirektor tritt ein, ein hochgewachsener, rüstiger Graubart in Offiziersuniform mit schweren silbernen Epauletten. — Die Vorigen.)

Der Gefängnisdirektor: Was fahren heute hier überall diese Zeitungen herum?!

Der Wachtmeister: Zu Befehl, Herr Oberst!

Clara: Die Zeitungen wurden mir hereingebracht, damit ich sie dem Datum nach ordnen soll.

Der Gefängnisdirektor (Josef die Hand reichend): Herr Professor! — Wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Gemahlin vorstellen.

Josef: Herr Gefängnisdirektor — meine Frau.

Der Gefängnisdirektor (zieht ein Schriftstück aus der Tasche und prüft es von oben bis unten. Zu Clara): Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ihnen durch allerhöchste Entschließung seiner königlichen Hoheit des Großherzogs der Rest Ihrer Strafe — und zwar auf dem Gnadenwege — erlassen ist. Der allerhöchste Erlaß, den ich hier in Händen halte, ordnet ausdrücklich an, daß Sie mit dem heutigen Tage aus der Haft entlassen werden. — (Das Schriftstück zusammenfaltend) Von diesem Augenblicke an sind Sie nicht mehr meine Gefangene. (sich leicht verbeugend und Clara die Hand reichend) Gestatten Sie mir, mein Fräulein, daß ich Sie aufrichtig, aus vollem Herzen, zu Ihrer unverhofften Befreiung beglückwünsche.

Clara (sinkt langsam in die Knie, küßt die Hand des Gefängnisdirektors, die sie in der ihrigen hält; darauf fällt sie vornüber und bricht, auf der Diele zusammengekauert, in herzerschütterndes Wimmern aus.)

Der Gefängnisdirektor (sehr ruhig zu Josef): Ich habe dem Fräulein vom ersten Tage an Krankenkost verabreichen lassen. Für Leute aus guten Verhältnissen ist der Aufenthalt bei uns eine ganz unverdiente Grausamkeit, während ein Landstreicher jedenfalls nirgends in der Welt gesundere Kost und Pflege findet als hier bei uns.

Else (ist neben Clara niedergekniet und richtet sie empor): Ich bitte Dich, Clara, steh doch ruhig auf! Du bist frei, Clara! Du bist frei!

Clara (hat sich wortlos erhoben.)

Der Gefängnisdirektor: Diese Kleider hier legen Sie unten bei unserer Zeugmeisterin ab, die Ihre Sachen in Verwahrung hat. Sie werden sich der Güte unseres allergnädigsten Großherzogs erst voll und ganz bewußt werden, wenn Sie sich wieder hübsch und menschlich gekleidet sehen. Vor allem aber, mein Fräulein, muß ich Sie zu den aufopfernden treuen Freunden beglückwünschen, die Sie in Herrn Professor und seiner Frau Gemahlin haben! Daß jemand in seinem tiefsten Elend noch auf solche Freunde rechnen darf, kommt nur äußerst selten bei uns vor. (Josef die Hand reichend) Herr Professor, ich habe Sie als Sänger schon mehrfach an Ihren musikalischen Abenden bewundert. Ich freue mich sehr, Sie bei diesem Anlaß als Lehrer und als Menschen persönlich kennen zu lernen. (zu Clara) Halten Sie sich nur immer an Ihre Freunde, mein Fräulein, dann werden Sie in Zukunft vor solchen Kalamitäten gesichert sein.

Josef (dem Gefängnisdirektor die Hand reichend): Gestatten Sie, Herr Oberst, daß wir uns empfehlen. (leise zu den Damen) Vorwärts marsch! Hinaus aus diesen Mauern! (Else und Josef führen Clara hinaus.)

Der Wachtmeister: Zu Befehl, Herr Oberst! Sollen der Gefangenen die Zeitungen nachgeschickt werden?

Der Gefängnisdirektor: Lassen Sie mich doch erst mal sehen, was das ist. (er entfaltet eine der Zeitungen und liest den Titel) Das ist die „Allgemeine Deutsche Musikzeitung". — Die Zeitungen sollen in unserer Buchbinderei gebunden und der Gefängnisbibliothek einverleibt werden. Unsere Leute hier sind durch die Bank weg außerordentlich stark musikalisch veranlagt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Korrespondent.

Von Felix Salten.

Was so im Allgemeinen über Wien geschrieben wird, ist beglückend. Wer draußen im Reich lebt, Wien nicht kennt, immer und immer wieder liest, wie töricht sorglos hier die Zeit vertrödelt wird, mag sich diese Stadt als ein weitläufiges Vergnügungslokal vorstellen. Und staunen, daß die ganze Geschichte nicht eines Tages zusammenkracht. Denn eine Stadt muß eine Stadt sein, im Ernst des Lebens ernstvoll lebendig. Sonst kann sie nicht bestehen. Dieses Wien aber, wie es da geschildert wird, ist

eher ein Jux von einer Stadt, ein Scherz, eine Spielerei, an der sich allerdings viele Menschen beteiligen, an die aber keiner in besonnenen Stunden so recht glaubt. Solch eine Wirtschaft muß natürlich zu schmählichem Untergang führen. Hätte ja auch längst schon dazu geführt, wenn nämlich alles wahr und richtig wäre, was darüber geschrieben steht. Dann freilich müßte das arme Wien schon lange kaput sein. Aber, Wien ist eben anders. Und deshalb ist es auch noch nicht kaput. Kein Gedanke.

Gar so blödsinnig vergnügt sind die Wiener auch nicht, wie es immer gemeldet wird. Das heißt, sie sind gewiß hie und da vergnügt, aber es ist nicht das einzig Wichtige an ihnen. Sie sind auch nicht so verrottet. Ein bißchen Verrottung mag freilich in unseren Zuständen stecken. Aber nur grad soviel, als sich überall in alle großstädtische Zustände einschleicht. Und keinesfalls ist es das Bezeichnende für Wien. Man muß ferner nicht so inbrünstig fest dran glauben, daß die Wiener entweder Walzer tanzen oder Backhändel essen. Manchmal tanzen sie gewiß einen Walzer, und es ereignet sich bisweilen, daß sie gebackene Hühner essen. Das soll nicht geleugnet werden. Aber es ist durchaus nicht ihre ausschließliche Beschäftigung.

Da ist ein Ausdruck für die Wiener, der beständig in Gebrauch steht: Phäaken. Zum Uebelwerden. Dann gibt es ein anderes Wort für Wien: Capua. Seit Grillparzer es einmal benützt hat, greifen hier alle Tage Dutzende von Schreibern danach. Ob das Wien Grillparzers, das geistig geknebelte, und von katholischen Sinnlichkeitsfreuden betäubte Wien mit dem heutigen Wien des allgemeinen Wahlrechts noch irgendwie identisch ist, bekümmert sie nicht einen Augenblick. Phäaken und Capua. So oft ich so ein Wort lese, möchte ich's aus dem Text kratzen, auf den Boden werfen und draufstreten. Phrasenungeziefer. Dann sind die Wiener noch was: „Früchtel". Lumperl, die ihr Geld verputzen, im Fiaker fahren, heurigen Wein saufen, und in die Hände klatschend ihre Gassenhauer singen. Sie sind leichtlebig. Das fertig gestanzte Wort heißt: ein leichtlebiges Völkchen. Der Sonntag fängt am Mittwoch schon an und ist am Dienstag noch nicht zu Ende. Wie soll es da vorwärts gehen mit Wien? Gewöhnlich ist das für den Publizisten eine schwere Aufgabe: den Stillstand einer Stadt aus tausend Ursachen erklären. In Wien strengen sich die Herren nicht an. Ein leichtlebiges Völkchen . . . und alle Rätsel sind gelöst. Wer wundert sich noch, wenn so eine Stadt zurückbleibt. Das Verwickelte an der Sache ist nur, daß es mit Wien stark vorwärts geht. Es ist geradezu in einem Aufschwung. Aber davon spricht niemand. Weil zu so frohen Berichten die alten Formeln nicht passen würden, weil die alten Formeln bequem sind, und weil es nicht zu verlangen ist, daß einer sich die Mühe nimmt, um billigen Zeilenlohn neue Formeln zu ersinnen.

Besonders liebenswert sind die Leute, die fortwährend von einem Wiener Sumpf zu erzählen wissen. Wiener Sumpfluft, Wiener Sumpfpflanze, es ist ihr drittes Wort. Ihnen scheint der Boden hier verseucht, die Luft verdorben. Ueppigkeit, die in Fäulnis übergeht, die an ihrem zuchtlosen Genießen erstickt. Die guten Keime welken im Entstehen, und dieses furchtbare, trügerisch linde Klima schlafft den Manneswillen, die Sittenkraft, die Muskel. Schmettert ein asketischer Gesellschaftskritiker einmal so wuchtigen Schimpf, dann mag's vielleicht aufrütteln. Aber täglich im mürrisch raunzenden Schulmeisterton hergeleiert, ist es abgeschmackt und zudringlich. Liebenswerte Leute. Sie haben eine so reizend turnermäßige Weltanschauung, eine so entzückend lächerliche Ge-

sinnungsstrammheit. Wer nicht jeden Tag auf dem wohlgefügten Gerüst „ewiger“ Wahrheiten den Bauchaufschwung vollführt, taugt nichts und ist krank im Mark. Man stellt sich vor, daß diese Herren in einem wahrhaft heroischen Training leben, daß sie ununterbrochen entweder zentnerschwere Hanteln oder der Menschheit schwerste geistige Güter stemmen, daß sie weiß Gott wie wertvolle Leistungen verrichten und dabei nur so nebenher auf das müßiggängerische Wien herabspotten. In Wirklichkeit würde man vergeblich nach irgend einem Werk von ihnen forschen. Sie kommen vor Entrüstung nicht zur Arbeit, sie begnügen sich damit, zu schimpfen und auf ihre Markigkeit stolz zu sein. Die Wiener können ihnen gar nicht genug Mark haben. Hätten sie's, dann würden sie eines schönen Morgens diese hochmütigen Fastenprediger zur Tür hinauswerfen, die hier umhergehen, die Hofmeister spielen, Flauheit verbreiten, jede Leistung wienerischer Tüchtigkeit unterschlagen, oder sie mit verdrossenem Witz bekriechen. In Berlin läßt man sich's nicht gefallen, bei allen Leuten ausgerichtet und schlecht gemacht zu werden, und schiebt derlei strenge Kibitze einfach ab. Ich will nicht sagen, daß mir diese Praxis besser gefällt. Beileibe. Sie beweist ja an sich nicht das geringste. Allein über Berlin liest man nirgendwo diese beständigen, kleinerlichen oder scherzhaften oder gehässigen Schimpfereien. Wart' ein bißchen. Es gibt schon ein paar gute Dinge, die uns zugestanden werden. Die alte Kultur. Der Geschmack. Und dann: die Wiener sind alle graziös. Täglich kann man's lesen, ob nun ein wienerisches Buch, eine Kabinettskrise, ein Theaterstück oder eine Praterfahrt besprochen wird. Wer noch nicht hier war, muß glauben, daß in Wien die Leute auf den Fußspitzen durch die Straßen tänzeln, den Spazierstock zwischen zwei Fingern halten und ein ununterbrochenes Menuett aufführen. Es kostet so einem Wiener nicht die leiseste Mühe, von früh bis abend und von abend bis früh Grazie zu entwickeln. Sie ist ihm eben angeboren und deshalb weiter kein Verdienst. Sie rollt in seinem von Strauß und Lanner beschwingten Blut. Nur daß man von so einem niedlichen, wie auf Sprungfedern schwebenden Wesen tieferen Gehalt und seelischen Ernst nicht verlangen darf. In diesem Sinne wird den Wienern zugestanden, sie seien graziös.

Der Geschmack . . . Gott, ja . . allerdings. Wenn die Guten, die den Wiener Geschmack loben, es nicht grob heraus sagen, dieses „allerdings“, dann hört man es zwischen ihren Zeilen greinen. Es bedeutet: dies alles sei eben nur ein Beweis wienerischer Oberflächlichkeit, nur ein Symptom der völlig nach außen gewendeten, auf Aeußerlichkeiten gestellten Natur des Wieners. Oberflächlichkeit. Mit diesem Wort wird seit langem eine Bauernfängerei ohnegleichen getrieben. Es soll erschrecken und deprimieren. Und es hat oft genug wienerische Künstler eingeschüchtert, hat sie gegen ihre zartesten sinnlichen Regungen mißtrauisch gemacht. Sie hören sich geschmackvoll nennen, aber auf eine Weise und in einem Ton, als seien sie mit dieser Eigenschaft in Wirklichkeit doch nur Gecken und Dandies. Die Herren, die über Wien so zweideutig dreistes Lob ausstreuen, verstehen nicht, daß der Geschmack weit mehr vorstellt, daß man von ihm, wie von einem Sakrament sagen könnte, er sei „das äußere sichtbare Zeichen einer inneren unsichtbaren Gnade“. Das verstehen sie nicht. Aber wenn es etwas hülfe, man müßte es ihnen einbläuen.

Die alte Wiener Kultur wird mit verdrehten Augen gepriesen und mit schmerzlicher Wehmut. Sie ist nicht mehr tätig, nicht mehr lebendig. Man könnte zwar hundert-

tausend Beweise dafür anführen, daß sie noch immer springlebendig, daß sie unaufhörlich fruchtbar und schöpferisch ist. Aber das gilt diesen Leuten nicht. Sie verschweigen all das Grundlegende, Neue, Triebfähige, das in Wien geschaffen wird. Und sprechen sie darüber, so tun sie es, wie gerissene Polizeikommissäre von ertappten Betrügern reden, oder wie hochweise Pädagogen von schwachsinnigen Kindern. Die alte Kultur jedoch preisen sie mit himmelwärts gedrehten Augäpfeln. Die ist leider nicht mehr lebendig. Sie ist nur da wie das kostbare Mobiliar in einem alten Schloß. Der Enkel hat's geerbt, weiß es nicht zu brauchen und verschleudert es. Basta.

So sieht die Sache aus, wenn wir gelobt werden. Daneben unterhalten sich die Herrschaften vortrefflich über die Dinge, die nach ihrer Meinung „nur in Wien möglich sind". Bei jeder Gelegenheit fuchteln sie einem mit diesem von allen Dutzendbeobachtern abgefingerten, schmierigen Wort vor der Nase herum. Wird irgend eine kleine Korruption ruchbar, hat sich bei Hof etwas Menschliches ereignet, wird ein Buch oder ein Stück verboten, ist ein Verbrecher entwischt, — nur in Wien möglich! Die niedlichen Geschäfte der Kompanie Podbielski-Tippelskirch; der rheinische Sittlichkeitsbund, der Kunstwerke denunziert; die Rodinhetze in Weimar; das stille Walten Eulenburgs; der Königsberger Prozeß; die Jagd nach Hennig; der Köpenicker Hauptmann geben diesen Wackeren nichts zu denken. Daß bei uns zweimalhundertfünfzigtausend Arbeiter mit aufgerollten roten Fahnen über die Ringstraße ziehen durften, ohne daß unser Bürgertum die Fraisen, und ohne daß unser Militär Marschorder bekam, während in Berlin das bloße Gerücht von einem beabsichtigten Umzug der Sozialisten hinreichender Anlaß war, den Lustgarten wie die Linden mit Garderegimentern und mit Kanonen zu sperren, regt unsere Besserwisser zu keinem Vergleich an. Alles Törichte, Ungerechte und Rückständige ist ihnen „nur in Wien möglich".

Man fragt sich, was für Beziehungen haben diese Leute zu der Stadt, in der sie leben, und die sie doch eigentlich durch und durch kennen müßten, da sie ja von ihr berichten und erzählen. Sie betasten neues, frisches Leben mit welken, alten Phrasen. Sie gucken durch die angelaufenen Brillen verjährter Vorstellungen, als würden sie ihren eigenen Augen nicht recht trauen. Sie nehmen junge Wahrheiten und sperren sie in das Gefäß hohler lügnerischer Worte, wie in einen Käfig. Sie sprechen von einem Wien, das nur in verstaubten Zeitungsblättern des vorigen Jahrhunderts, in den Büchern und Feuilletons verdrossener Lokalhumoristen existiert, und stellen sich an, als sei es das wirkliche Wien. Die ewige Lust des Handwerkers an der Schablone. Das fröhliche Hinrutschen in ausgefahrenem Gleis, weil das bequemer und weniger mühsam bleibt, als selber neue Gleise zu legen. Der absolute Mangel eigener Sehkraft. Der bedauerliche Mangel jeglichen tieferen Gefühls für diese Stadt, das Fehlen aller inneren Beziehungen zu Wien. Diese Herren kennen Wien gar nicht. Und schreiben darüber. So was kommt ja im Journalismus öfter vor. Hier freilich ist es die Regel. (Von den paar Ausnahmen spreche ich nicht.) Man verlangt gewiß nicht, daß die Herren immer die Volkshymne anstimmen sollen, wenn sie über Wien schreiben. Aber es wäre doch hübsch von ihnen, wenn sie schauen, denken und entwerfen lernen wollten, was hier vorgeht. Sie werden sich aber schwerlich dazu entschließen. Denn sie bezweifeln wohl alles, was in Wien auf zwei Beinen geht, nur nicht sich selbst. Und so werden sie unbeirrt fortfahren, falsche Bilder von Wien zu verbreiten. Jeder Versuch, sie davon abzuhalten, wäre fruchtlos. Aber es ist vielleicht nicht ganz unwichtig, ihnen dann und wann ein wenig zu widersprechen.

Offener Brief an Herrn Maurice Barrès.

Mitglied der französischen Akademie und der französischen Deputiertenkammer.

Von Otto Julius Bierbaum.

Geehrter Herr! Die Beschäftigung mit der französischen Literatur ist unter uns Deutschen von heute nicht mehr so lebhaft, wie unter unsern Vorfahren. Nicht allein, daß weniger Französisch gelesen wird, als früher, es werden auch weniger französische Bücher übersetzt. Ein erfreulicher Umstand für den deutschen Vaterlandsfreund und besonders für den deutschen Schriftsteller, denn er bedeutet durchaus nicht, daß wir uns gegen französische Werke von wirklicher Bedeutung verschließen, oder daß wir gar begonnen hätten, den französischen Geist zu mißachten. Es wird sogar entschieden noch immer zuviel übersetzt und von manchen Ihrer Boulevardgrößen bei uns ein Wesen gemacht, das weit über das Geistesmaß dieser Herrschaften hinausgeht. Einsichtige Deutsche bedauern das vor allem deshalb, weil es bei Ihren Landsleuten den Eindruck erwecken könnte, als seien wir wirklich das, wofür sie uns gerne noch immer halten: ästhetische Halbwilde, die sich mit französischen Glasperlen und Similidiamanten behängen. Dieser Eindruck ist uns einmal deshalb unerwünscht, weil er wenig schmeichelhaft für unser Selbstgefühl ist, dann aber auch deswegen, weil er die Franzosen, die so gerne glauben, was sie wünschen, in einem Wesen bestärken kann, das recht gefährlich für unser gegenseitiges Verhältnis ist, und zwar gefährlicher für sie, als für uns. Denn es erschwert die Annäherung zweier Nationen entschieden, wenn die eine von ihnen sich in die fixe Idee versteift, die andere sei kulturell subaltern. Und fixe Ideen, auch wenn sie angenehme Gefühle erregen, sind den Besessenen sehr bedenklich, weil sie unvernünftig sind. Aus der Vogelperspektive wirklicher, fruchtbarer Gedanken und Erkenntnisse betrachtet, erscheinen sie freilich als leere Blasen, als Unbeträchtlichkeiten; wenn es aber wahr ist, was Ihr großer Napoleon gesagt hat, daß nämlich „Lappalien in Frankreich eine große Rolle spielen, Vernunft keine", so wird man recht sehr wünschen müssen, sie vertilgt oder wenigstens auf die Kreise beschränkt zu sehen, die für die Politik Frankreichs nicht in Betracht kommen. Der gebildete Deutsche, der Deutsche von europäischem Kulturgewissen, der Frankreich wegen seiner hohen Verdienste um die europäische Kultur, und das französische Volk wegen seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften liebt, erschrickt bei dem Gedanken, daß Ihr Vaterland weiterhin dem Götzendienste unbedingten Ueberlegenheitswesens verfallen und sich von diesem hohlen, wenn auch reichlich schmucküberladenen Götzen in Entschlüsse jagen lassen könnte, die sicherlich nicht ihm, sondern England zum Vorteil gereichen und auch ein etwa besiegtes Deutschland nicht zum Unterlegenen Frankreichs machen würden. Ich gestehe Ihnen, daß dieses Gefühl eines Schreckens, der von irgend welcher Furcht für mein Vaterland völlig frei ist, mich ergriffen hat, als ich kürzlich Ihre Schilderung der Erlebnisse eines Elsässers als deutscher Einjährig-Freiwilliger in der Uebersetzung*) las.

*) „In deutschen Heeresdiensten." Erster Band von „Schutzwälle im Osten" von Maurice Barrès, autorisierte Uebersetzung von Armin Schwarz, Budapest. Verlag von G. Grimm.

Daß man dieses Buch ins Deutsche übersetzt hat, ist zu begrüßen, denn der fatale Eindruck, den seine Lektüre hinterläßt, schließt eine heilsame Belehrung in sich. Wir lernen aus ihm, daß auch wir Deutschen einen Glauben abzulegen haben, der gleichfalls fast zu einer fixen Idee geworden ist, zu der Ueberzeugung nämlich, als sei der französische Ueberlegenheitsdünkel, die gefährliche Oberflächlichkeit in der Beurteilung des deutschen Wesens, als sei der Geist jener Chauvins jetzt zu den Unbeträchtlichen hinabgestiegen, zu den professionellen und skrupellos unüberlegten Lärmmachern auf der Kindertrompete billiger Phrasen fürs Volk, das sich diese Blechmusik überall gerne vortragen läßt, schließlich aber doch, wie bei uns, so bei Ihnen, ernster aufhorcht, wenn das große Orchester der Wahrheit und Vernunft ertönt.

Ihr Buch, das Werk eines Mannes, den die höchste literarische Instanz seines Landes als erlesenen Künstler der Sprache, als hervorragenden Geist anerkannt hat, und eines Mannes, der als Politiker durch das Vertrauen seines Volkes mit dem Amte eines Gesetzgebers betraut worden ist, — dieses Buch belehrt uns eines Schlimmeren. Wir sind gezwungen, zu sehen, daß ein Dichter von hoher Bedeutung und ein Politiker von Rang mit leidenschaftlicher Ueberzeugung Anschauungen vertritt, die an sich zwar nur den Wert leerer Blasen, im Vortrage eines ergriffenen Künstlers aber entschiedene Wucht haben. Demnach dürfen wir fürderhin nicht mehr glauben, daß der französische Chauvinismus nach unten versickert und versandet ist. Das Gift einer krankhaften Selbstbewunderung, des verhängnisvollen Wesens „dauernder, unbestrittener Ueberlegenheit", der Verachtung deutschen Wesens, der Begehrlichkeit nach deutschem Lande und einer im Grunde auf Eitelkeit und Unverstand basierten Ruhmsucht kreist noch im Geäder des französischen Geistes. Napoleon, so scheint es, hat recht gehabt, wenn er zu den „vorherrschenden Eigenschaften der französischen Nation" zählte „Eitelkeit und Einbildung, verschmolzen mit einer unbesiegbaren Ruhmsucht", und so wird er auch mit den folgenden Worten recht behalten: „sie werden lieber auf das tägliche Brot, als auf den Ruhm verzichten". Einstweilen stopfen sie das Leck, das der deutsche Sieg von 1870/71 in das Schiff ihres Ruhmes gerissen hat, mit Proklamationen ihrer Ueberlegenheit; aber erst eine nochmalige Eroberung Elsaß-Lothringens wird dieses pompös aufgetakelte Schiff wieder flott machen können. Der Charakter der Franzosen findet offenbar nicht, wie der des Deutschen „seine Befriedigung in der eisernen Anerkennung des eigenen Wertes" (Bismarck); er braucht die Lobpreisungen der „gloire"; er hat, wiederum entgegen dem Deutschen, „das Bedürfnis nach Vorrecht, nach Herrschaft" (Bismarck).

Ihr ganzes Buch, geehrter Herr, läuft auf nichts hinaus, als auf dies. Es sagt nicht bloß mit Guizet: La France marche à la tête de la civilisation (ein Wort, das für gewisse Zeiten so gut Wahrheit ist, wie für andere der Vers unseres Walther von der Vogelweide: Deutsche Zucht geht vor allen), sondern es behauptet: Frankreich hat ein Recht auf Elsaß-Lothringen und die Pflicht, dieses Land, obwohl es nicht französisch ist, wieder zu gewinnen, weil der Franzose dem Deutschen gegenüber der zum Herrschen

geborene Aristokrat ist, weil Frankreich die Kultur repräsentiert und Deutschland die Barbarei. „Die Romanisierung der Germanen ist eine beständige Tendenz Elsaß-Lothringens". „Wir warten, bis unser Boden die germanische Flut eingesogen hat" (die ihn durch Jahrhunderte befruchtete) „und seinen unwandelbaren keltischen, romanischen, französischen Grund, d. h. unsere Spiritualität wieder erscheinen läßt." „Ottilie" (eine deutsche Fürstentochter) „ist der Name eines Sieges der lateinischen Rasse"; es war „notwendig, daß jede Generation der Tochter Adelings zustimmt, daß sie sich der brutalen Ueberlieferung ihrer Väter entgegensetze".

Mit dieser überraschenden historischen Wendung komme ich auf das, was natürlicherweise Ihr schwächster Punkt sein muß: auf Ihre historische Logik. Denn wer historische Tatsachen dialektisch hinwegargumentieren will, ist genötigt, seine Zuflucht zu einer Logik zu nehmen, die auf Grund falscher Voraussetzungen mit verkehrten Schlüssen operiert. Sie bezeichnen als den unwandelbaren Grund des elsässischen Bodens „Ihre" Spiritualität, die überlegene Geistigkeit der keltoromanischen Blutmischung, unter der Sie das Franzosentum verstehen. Davon, wie schwach fundiert diese Rassenkonstruktion ist, scheinen Sie keine Ahnung zu haben. Und doch sollte ein Mann, der bald von einer lateinischen, bald gar von einer elsässischen Rasse spricht, das dringende Bedürfnis empfinden, sich durch Studium den Begriff der Rasse im allgemeinen aufzuhellen und in allen Einzelheiten dieses sehr problematischen Gebietes soviel als möglich exakte Kenntnisse anzueignen. Dadurch würde Ihr logischer Eiertanz allerdings noch grotesker werden, als er es jetzt schon ist, wo Sie nur den elementarsten historischen Tatsachen auszuweichen haben. Zum Beispiel der, „daß germanische Spiritualität es war, die „Ihrem" Boden Sprache und Namen gegeben hat". Sie ahnen offenbar gar nicht, wie ergötzlich es wirkt, wenn Sie Ihre gallischen Entzückungen an Oertlichkeiten knüpfen, die so französische Namen tragen wie Nieder-Linden, Geraldseck, Pfalzburg, Truttenhausen, Wärmelstein, Blockshöhe, Elsberg. Die Bedeutung der Sprache als des Hauptfermentes zur Bildung von Nationalitäten und als des bestimmenden Ausdruckes wesentlicher Stammeszugehörigkeit übersehen und vernachlässigen Sie zugunsten von leeren Allgemeinheiten, bei denen sich zwar alles mögliche fühlen, aber nichts denken läßt. Sie geben eine verblüffende Prestigiateurvorstellung, indem Sie mit Hilfe einer Logik, die doppelten Boden hat, und einer Dialektik, die mit falschen Karten die Volte schlägt, alle unbequemen Tatsachen verschwinden und stets das Aß Ihrer Wünsche erscheinen lassen. Nicht unamüsant für den Zuschauer, aber zur Erkenntnis der Wahrheit kaum die geeignete Methode. Auch dann, wenn Sie Ihre Kunststücke als Salonhexenmeister mit schwärmerischen Worten verbrämen und feierlich pathetisch gerade zielen, gewinnen Sie an reeller Bedeutung nichts. Die heilige Ottilie wird keine Französin, wie verzückt Sie sie auch als Nothelferin anrufen mögen. Sie wird es so wenig wie irgend eine andere Heilige deutschen Geblütes, die auf anderem deutschen Boden zur Ausbreitung römisch-katholischen Geistes unter ihren germanischen Stammesgenossen bei-

getragen hat. Wenn das wahr wäre, was Sie von der Wirksamkeit der Tochter Adelings behaupten, so wäre ganz Deutschland lateinisiert worden.

Indessen läßt sich über historische Realitäten mit einem Manne nicht reden, der keine andere Verwendung für sie hat, als, gelinde gesagt, zu gewaltsamen Konstruktionen, und der überdies offenbar nicht übermäßig mit historischen Kenntnissen belastet ist.

Sie übertreiben, geehrter Herr, wenn Sie behaupten, daß unsere Zivilisation bloß aus Disziplin und Unterricht bestehe. Wahr ist, daß beides in ihr noch zu sehr überwiegt. Wir können Ihnen in der Tat davon abgeben, und mir scheint, daß Sie persönlich davon gebrauchen könnten. Ein Kursus Logik und Weltgeschichte wäre Ihnen wohl zu wünschen. Auch empfehle ich Ihnen, von Goethe mehr zu lesen als die „pseudohellenische" Iphigenie. Wer von deutscher Art und Bildung anders reden will, als der Blinde von den Farben, sollte Goethe kennen, und wer dann von ihnen noch so redet, wie Sie, verdient, in wie schöner Sprache er es auch tun möge, das Gegenteil von Bewunderung. Man würde von ihm sagen müssen, daß er entweder unfähig ist, eine fremde Kultur zu begreifen, oder daß es ihm an Respekt und Gewissen fehlt, daß er ein leichtfertiger Schwätzer ist.

Auch die Ausrede, daß Goethe einer deutschen Vergangenheit angehöre, die durch das neue Deutsche Reich verschüttet sei, niedergetrampelt von den berühmten Kürassierstiefeln des „Herrn von Bismarck", dessen preußisches Gewaltmenschentum das gegenwärtige Deutschland beherrsche, — auch diese Ausrede würde einen solchen Menschen in unseren Augen nicht rehabilitieren und geeigneter dazu erscheinen lassen, in Fragen der Kultur mitzureden. Denn diese Ausrede beweist, daß der, der sie im Munde führt, keine Empfindung für das Unsterbliche, für den Geist eines Volkes hat, der immer der gleiche bleibt, wie er sich auch manifestieren möge. Bismarck war keine goethische Natur, aber wie Goethe eine Verkörperung des deutschen Genies. Es war für die Nationen, die diesen Geist so lange hochschätzten, als er sich mehr in der Imagination denn als politische Tatkraft bewährte, nicht angenehm, wie er sich in einem Staatskünstler verkörperte, der aus dem sympathischen Volk der „Denker und Dichter" eine Nation von Konkurrenten auf dem Felde politischer Macht und schließlich auf dem Weltmarkte gemacht hat, aber diese unangenehme Ueberraschung sollte nicht zu dem törichten Trugschlusse führen, als habe dieser große Künstler der Tat, wie außerordentlich sein Genie auch war, es vermocht, das alte Volk der Deutschen zu verändern.

Schiller hat lange vor Bismarck (im Jahre 1796) die Verse geschrieben:

> Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
> Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Wenn Sie diese Verse überdacht und deren Sinn erfaßt haben, geehrter Herr, erhalten Sie von dem, wovon sie handeln, vom „deutschen Genius", einen klaren, wenn auch nicht vollständigen Querschnitt. Römische Kraft und griechische Schönheit sind in der Tat zwei deutsche Ideale. Der gallische Sprung ist es nicht, weil er außerhalb unserer Anlagen liegt. Aber, glauben Sie mir, nur törichte Schwätzer, von denen auch wir nicht

frei sind, machten deswegen den gallischen Sprung und glauben, Art und Bildung der Franzosen erschöpfend charakterisiert zu haben, wenn sie die Franzosen als eine Nation von Windbeuteln und Taugenichtsen bezeichnen.

Der gebildete Deutsche ist voller Anerkennung auch für das, worin die Franzosen uns überlegen sind. Sie haben z. B. ganz recht, wenn Sie sagen, daß wir Ihre „Kultur der Sinne" bewundern. Wir tun dies bis zu einem Grade, der einige von uns unfähig macht, die Grundbedingungen spezifisch deutscher ästhetischer Kultur zu erkennen und zu schätzen. Dieser Ueberschwang der Bewunderung ist ein deutscher Fehler und hat uns nicht ganz mit Unrecht Ihre Verachtung zugezogen. Trotzdem wollen wir lieber überschwenglich bewundern, was wir nicht in gleichem Grade besitzen, wie Sie, als daß wir es etwa lächerlich machten, oder an Ihren Vorzügen nur die Fehler demonstrierten, die überall den Hintergrund von Vorzügen bilden. Wir würden undeutsch handeln, wenn wir es anders hielten, denn, wie Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" sagt: „Es gibt nämlich Völker, welche, indem sie selbst ihre Eigentümlichkeiten beibehalten und dieselben geehrt wissen wollen, auch den anderen Völkern die ihrigen zugestehen und sie ihnen gönnen und verstatten; zu diesen gehören ohne Zweifel die Deutschen."

Aber auch die Franzosen? Ich weiß es nicht, behaupte aber gewiß nicht das Gegenteil. Was ich behaupte, ist, daß Sie, Herr Barrès, die vornehme Gabe der Anerkennung nicht besitzen. Sie fehlt Ihnen so völlig, daß Ihr Buch sofort zum Pamphlet wird, wenn Sie deutsche Eigenheiten darstellen wollen. Und, ach, das Pamphlet zeigt weder Geist noch Geschmack. Es ist ein Pamphlet nach der schlechtesten Schablone. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß jeder Franzose von geistiger Auszeichnung noch mehr davon degoutiert wird, als ein deutscher Leser Ihres Buches. Denn wir, die wir uns nicht zu schämen brauchen, können uns an das Lächerliche darin halten und etwa entstandenen Aerger mit Lachen verjagen. Nur der Schriftsteller, der Dichter, der Künstler wird angesichts Ihrer plumpen, reizlosen Karikaturen ein Gefühl ästhetischen Mißbehagens kaum überwinden können.

Ich habe mich angesichts Ihrer oft kindischen Zerrbilder immer wieder fragen müssen: Für welches Publikum schreibt dieser Akademiker?

Alle deutschen Frauen, die Sie vorführen, sind entweder „dick", oder „dick und rund"; mehr wissen Sie von ihnen nicht zu berichten, außer, daß eine etwa noch blond ist und „sehr weiße Augen und stark zurückgestrichenes Haar" hat. Doch, noch etwas: „Ihre mit weißen Strümpfen bekleideten Beine schienen am Boden in zwei schwarzen Säcken zu enden. Wenn sie im Tanze innehielt, um zu verschnaufen, war sie eine Walküre." Sie fragen sich selbst, inwiefern, indem Sie als Bestandteil eines Walkürenantlitzes anführen: „eine fleischige Nase, die ziemlich gerade sitzt, Nasenlöcher, die nicht aufgeschürzt sind, eine Oberlippe, die nicht gerundet ist." Noch drolliger als dies aber klingt es, wenn Sie auch feierlich erklären: „Ich kann nicht behaupten, daß auf diesem Balle alle Frauen häßlich gewesen wären." Es ist, als ob Sie sich selber parodierten. — Daß Ihre deutschen

Frauen sich entweder widerlich oder albern aufführen, ist nicht zu verwundern. Nur fällt die Albernheit auf Sie zurück, wenn Sie z. B. bei Schilderung einer Szene auf einem Aussichtspunkt schreiben: „Da warf sich die dicke Majorin“ (an der Spitze des deutschen Vogesenklubs!) „ihrem Manne um den Hals, und Tränen der Begeisterung und des Weines flossen aus den Augen dieser Walküre“ (die andere war die Frau eines Feldwebels) — „Ach, Fritz! Fritz!“ rief sie. „Welch ein Land hast du erobert!“

Und das müssen Sie selbst gesehen und gehört haben ... Doch Sie haben noch Erstaunlicheres gesehen und gehört. Sie haben in einem Tingeltangel einen Assessor gesehen, der sich dort mit einer Studentenmütze auf dem Kopfe bewegte. Das glaubt Ihnen „unter den Völkern jenseits des Rheins“ kein Stiefelwichser. Wer aber in Frankreich glaubt Ihnen dies? —: „Sie“ (die deutschen Studenten in demselben Straßburger Tingeltangel) „hatten lange Angelruten in den Händen, an deren Spitze Heringe hingen, die sie den Leuten im Parterre vor die Nase hielten. Von Zeit zu Zeit warfen sie Hände voll kleiner Kupfermünzen in den Saal. Ich sah einen, der am Rande seiner Loge saß und ein Bein herabbaumeln ließ; auf den Knieen hatte er einen Teller, und er aß in unflätiger Weise eine Kalbskeule,*) deren Tunke auf das Publikum herniedertroff.“ Wenn Sie auch sonst über eine so üppige Phantasie verfügen, geehrter Herr, müssen Ihre Bücher sehr kurzweilig zu lesen sein. Doch rate ich Ihren Landsleuten, sich um so weniger auf Ihre Exaktheit zu verlassen. Es könnte schlimme Folgen für sie haben, wenn sie sich z. B. Ihre Charakteristik der Preußen zu eigen machten: „Alle Preußen stehen unter der Einwirkung des Bieres; das Bier berauscht und schläfert ein, dämpft den Zorn oder die Leidenschaft, macht gutmütig und vergeßlich.“

Wenn ich an andere französische Schriftsteller von heute denke, die zwar nicht alle Mitglieder der Akademie, aber Dichter in dem erlauchten Sinne von Kulturträgern, Wahrheitverkündern, Schönheitgestaltern sind, so wandelt mich das Gefühl an, ein Unrecht am französischen Geiste zu begehen, indem ich mich vor der Oeffentlichkeit mit Ihrem kulturwidrigen, unwahren, häßlichen Buche auseinandersetze. Aber ich darf mir sicher sein, von meinen Landsleuten nicht mißverstanden zu werden, und kein Deutscher von Bildung und Gesittung wird zu der Absurdität fähig sein, verallgemeinernd von Ihnen auf das geistige Frankreich zu schließen und zu sagen: „Alle Franzosen stehen unter der Einwirkung des Chauvinismus, der sie impertinent und unfähig macht, logisch zu denken und fremde Eigentümlichkeiten objektiv darzustellen. Er vermindert bei ihnen die Urteilskraft, hebt jedes Gefühl für Billigkeit auf, schwächt den Sinn für Wahrheit, kulturelle Pflichten und künstlerischen Geschmack und steigert ins Maßlose eine angeborene Eitelkeit, Einbildung und Ruhmsucht.“ Nein, man wird alles dies nur in seiner Beschränkung auf Ihr Buch gelten lassen und wird, gleich mir, hoffen, daß dessen Einfluß auf ähnlich

*) Ach, wenn Sie wüßten, wie viele Portionen ein deutscher Wirt einer Kalbskeule abzugewinnen weiß.

geartete Volkskreise eingedämmt und schließlich einmal zunichte gemacht werden wird durch einen Vertreter des verehrungswürdigen französischen Geistes, den Sie, geehrter Herr, mit Ihrem Libell bloßgestellt haben.

Ich begrüße Sie in der Hoffnung, daß Sie sich durch das Studium der Werke des berühmtesten Straßburger Studenten Wolfgang Goethe davon abhalten lassen werden, die künftigen Bände der „Schutzwälle im Osten" in dem gleichen Geiste der Verwirrung abzufassen.

Die Briefe eines Zurückgekehrten.

Der zweite.

22. April 1901.

Ich weiß nicht, auf was hin die Leute leben, das ist es, und je länger ich mich unter ihnen bewege, um so weniger weiß ich es. Sie sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten, wie keine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche — aber, es ist keine Freude, unter ihnen zu leben. Daß ich achtzehn Jahre fort war und nun zurück bin und das hin schreiben muß! Irr' ich mich? Wie gern möchte ich mich irren! Ich verhandle und ich verkehre und ich werde freundlich aufgenommen, und ich mache Diners mit, und ich werde aufs Land eingeladen, und ich sehe alte Männer und junge Männer, Hinaufgekommene und Leute von Familie, Männer in Aemtern und Männer mit neuen riesigen Vermögen, Menschen, die noch viel vom Leben erwarten, und Menschen die mit dem Leben abgeschlossen haben, und ich kann ihrer nicht froh werden. Und ich werde so gern eines Menschen froh! Ich achte so gern! Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte, da müßte ich ein Dummkopf sein. Aber sie selber, die Menschen — die deutschen Menschen! Aber es geht mir unheimlich damit: ich bekomme sie nicht zu fassen. Nicht, als ob sie verschlossen wären oder hinterhältig, davon hab' ich unter südlichen Breiten ganz andere Beispiele erlebt — aber wenn auch: ein verschlossenes Gesicht und ein tückisches Gesicht reden auch ihre Sprache, und daran, daß er sich nicht fassen lassen will, daran faß ich eben einen solchen. Aber hier — hier ist nichts von Verstellung, nichts von Absicht, und darum um so schlimmer. Wo soll ich eines Menschen Wesen suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Rede, in seinen Geberden? Meiner Seel', in ihren Gesichtern, ihren Geberden, ihren Reden finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So verwischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe. Es geschieht mir manchmal, daß ich mir das Gesicht eines indianischen Halbbluts herbeiwünsche oder das Gesicht eines chinesischen Lastträgers. Neulich hatte ich, einer schwebenden Sache wegen, Empfehlungen an den ersten Präsidenten eines der obersten Gerichtshöfe. Der alte Herr war gütig und gesprächig, aber die Schwächlichkeit seines nervösen alten Gesichtes und ein Etwas von weltmännischer Ironie in seinem Ton, als wollte er zeigen, daß er kein Pedant wäre, vexirte mich so, daß ich ihm kaum ordentlich Antwort gab. Mir geht letzter Zeit das englische Wort nicht aus dem Kopf, mit dem sie ihren alten Gladstone ehrten. Grand

old man! Und ein Richter, ein oberster Richter unter den Deutschen! Meine Träume! Ich möchte einem begegnen, der jeder Zoll ein alter oberster Richter wäre — oder doch wenigstens einem, der jeder Zoll ein großartiger alter Mann wäre. Aber es ist alles so verwischt, durcheinander hingemischt: in den Jungen wieder steckt etwas von Alten, in den Gesunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden sind genau wie das. Alles mischt sich da durcheinander. Wo bloß das Höfliche hingehört, mischen sie Gott weiß was für eine Art von biederer Zutraulichkeit darunter, um dann wieder aus dem angewärmten Ton in eine solche Trockenheit, solche Trivialität zu fallen, daß es weh thut; wallen sie aber große Airs annehmen, so ist es eine falsche Feierlichkeit, eine angstvolle Gespreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht. Ich habe mein Leben auf diese Dinge nicht viel geachtet — bin ich wirklich unter halbblütigen Pferdehirten und unter nackten Insulanern so verwöhnt worden, daß mir in Salons dahier und Bankettsälen und Conferenzzimmern manchmal vor Unbehagen übel wird? Aber ich würde von den Dingen nicht reden, würde mir sagen, daß ich überempfindlich bin, wäre nicht alles so einheitlich, so unerbittlich einheitlich. Jedes Land hat seinen bestimmten Geruch und jede Landschaft und jede Stadt und jeder Theil einer Stadt; Andalusien so gut wie Whitechapel und Hamburg so gut wie Tahiti. Aber hier verfolgt mich etwas wie ein geistiger Geruch, etwas namenlos Bestimmtes und doch kaum Sagbares: ein Gegenwartsgefühl, ein europäisch-deutsches Gegenwartsgefühl — warum sag' ich „verfolgt mich"? — warum nicht „erfüllt mich"? Aber das erste Wort sagt die Wahrheit. Wie sie guten Tag sagen und wie sie Dich zur Thür begleiten, wie sie eine Tischrede halten und wie sie von Geschäften reden, wie sie in ihren Zeitungen schreiben und wie sie ihre neuen Stadttheile bauen — das ist alles aus einem Guß. Ich meine, das paßt eins zum andern: denn in sich ist nichts, was sie thun und treiben, aus einem Guß: ihre linke Hand weiß wahrhaftig nicht, was ihre rechte thut, ihre Kopfgedanken passen nicht zu ihren Gemüthsgedanken, ihre Amtsgedanken nicht zu ihren Wissenschaftsgedanken, ihre Fassaden nicht zu ihren Hintertreppen, ihre Geschäfte nicht zu ihrem Temperament, ihre Oeffentlichkeit nicht zu ihrem Privatleben. Darum sag' ich Dir ja, daß ich sie nirgends finden kann, nicht in ihren Gesichtern, nicht in ihren Geberden, nicht in den Reden ihres Mundes: weil ihr Ganzes auch nirgend darin ist, weil sie in Wahrheit nirgends sind, weil sie überall und nirgends sind. Ein menschliches Gesicht, das ist eine Hieroglyphe, ein heiliges, bestimmtes Zeichen. Darin steht eine Gegenwart der Seele, und so auch beim Thier — sieh einem Büffel ins Gesicht, wenn er kaut oder wenn er zornig das blutunterlaufene Auge rollt, und sieh einem Adler ins Gesicht und einem guten Hund. In einem menschlichen Gesicht steht ein Wollen und ein Müssen, und das ist mehr als eines einzelnen Wollen und Müssen. Solche Gesichter hatten die Deutschen in meinen Träumen, deren jeder kürzer war als ein Atemzug; zwar sah ich den Unbekannten, die an mich wehten, nicht immer ins Gesicht, manchmal hörte ich ihre Rede, oder meine Seele selbst schweifte für Blitzesdauer in ihre Rede hinüber, dann war mir, ich sah solche Gesichter von innen. „Ich kann nicht anders" steht auf solchen Gesichtern geschrieben. Und nun sehe ich seit vier Monaten in die Gesichter der Wirklichen: nicht als ob sie seelenlos wären, gar nicht selten bricht ein Licht der Seele hervor, aber es huscht wieder weg, aber es ist

ein ewiges Kommen und Wegfliegen wie in einem Taubenschlag, von Stark und Schwach, von Nächstbestem und Weithergeholtem, von Gemeinem und Höherem, eine solche Unruhe von Möglichkeiten, und was fehlt, ist der eine große, nie auszusprechende Hintergedanke, der stetige, der in guten Gesichtern steht, der wie ein Wegweiser durch die Wirrniß des Lebens auf den Tod und noch über den Tod hinaus weist, und ohne den mir ein Gesicht keine Hieroglyphe ist, oder eine verstümmelte, verwischte, geschändete. Und mit ihren Reden geht's mir wie mit ihren Gesichtern. Auch da ist etwas so Precäres, so etwas Unsicheres. Auch da ist mir immer, als könnten sie auch etwas anderes sagen, und als wäre es gleichgiltig, ob sie dies oder jenes gesagt hätten. Mir ist, als dächten sie immer an mehreres zugleich. Aber der eine große, nie ausgesprochene Hintergedanke, der allem, was aus eines Menschen Mund kommt, sein Mark giebt und seinen Klang, und eine Rede zur menschlichen Rede macht, so wie die Drossel ihren Laut hat und der Panther den seinen und in seinem Laut die ganze, in Worten nicht zu fassende Wesenheit seines Daseins — muß ich zurück nach Uruguay oder hinunter nach den Inseln der Südsee, um wieder von menschlichen Lippen diesen menschlichen Laut zu hören, der in ein schlichtes Abschiedswort, in eine Floskel der Gastlichkeit, in eine Frage, in ein hartes, abweisendes Wort manchmal das Ganze der menschlichen Natur zu legen vermag und mir sagt, daß ich nicht allein bin auf der weiten Erde? Denn was red' ich von Reden und was red' ich von Gesichtern: es giebt den Menschen und nichts als den Menschen. Und wenn ich meine Deutschen träumte, so waren es Menschen vor allem. Und wenn mir Menschen nicht unheimlich werden sollen, so muß ich ihnen anfühlen können, auf was hin sie leben. Ich verlange nicht, daß einer die Geheimnisse seines Lebens auf der Zunge trägt und mit mir Gespräche führt über Leben und Sterben und die vier letzten Dinge, aber ohne Worte soll er mir's sagen, sein Ton soll mir's sagen, sein Dastehen, sein Gesicht, sein Thun und Treiben. Wenn ich mit ihm esse und trinke, unter seinem Dach schlafe und mit ihm handle, so will ich erfahren, auf was er seine Sach' gestellt hat, nicht mit ausdrücklichen Worten, implicite, nicht explicite. Daraufhin will ich es mit Banditen und Goldsuchern wagen, mit Strafkolonisten, mit New Yorker Obdachlosen, mit wem Du willst. Ich kann mich in einen hineinfinden, den das Rekordfieber um Milliarden Dollars zerfrißt, und in einen, der badet und fischt und auf einer mit Taubenfedern bestickten Matte schläft und seine Frau die Feldarbeit thun läßt; in einen, dessen Höchstes eine Flasche Rum ist, und in einen, der aus Zwischendeckspassagieren christliche Heilige machen will. Aber in den kann ich mich nicht hineinfinden, der es selber nicht weiß, auf was er sich gestellt hat, der daliegt auf dem Leben wie ein Polyp, und mit dem einen Fangarm saugt er an jenem, mit dem andern an diesem, und das eine Glied weiß nichts vom andern, und haut man ihm eines ab, so kriecht er fort und weiß von nichts. So liegen die Deutschen da und haben ein „Einerseits" und ein „Andrerseits", ihre Geschäfte und ihr Gemüth, ihren Fortschritt und ihre Treue, ihren Idealismus und ihren Realismus, ihre Standpunkte und ihre Standpunkte, ihre Bierhäuser und ihre Hermannsdenkmäler, und ihre Ehrfurcht und ihre Deutschheit und ihre Humanität und stören in den Kaisergrüften herum, als wären es Laden voll alten Trödels, und zerren Karl den Großen aus seinem Sarg und photographieren den Stoff, der um seine Knochen

gewickelt ist, und restaurieren ihre ehrwürdigen Dome zu Bierhäusern und treten halb erschlagenen Chinesenweibern mit den Absätzen die Gesichter ein. Etwas Unfrommes ist in dem ganzen Thun und Treiben — ich weiß kein anderes Wort. Bin ich vielleicht selber ein frommer Mensch? Nein. Aber es giebt auch eine Frömmigkeit des Lebens, und die steckt in einem harten, kargen, geizigen Bauern, und in einem ruchlosen Desperado von Pferdedieb noch kann sie stecken, und im letzten Matrosen steckt sie, und noch mit der letzten Ruchlosigkeit ist sie verträglich, und der Glaube an die Gin-Flasche kann noch eine Art von Glaube sein. Aber hier, unter den gebildeten und besitzenden Deutschen, hier kann mir nicht wohl werden. Immer erschien mir die kleine Fabel albern, und nun verstehe ich sie mit einem Schlag: von dem Waldmenschen, den schauderte, und der in seinen Wald entfloh, als er den Bauern kalt und warm, eins ums andere, aus seinem Munde blasen sah, als wenn dies weiter nichts wäre. Auch mich kommt mehr als einmal ein solcher Schauder an. Aber wo ist mein Wald, in dem ich zu Hause wäre?

Hugo v. Hofmannsthal.

Konjunktur und Fiskus.

Von Alfred Lansburgh.

Mitten in den Streit der Meinungen über Hochgang oder Niedergang der wirtschaftlichen Lage platzte unlängst die Meldung, die preußische Staatsbahnverwaltung habe 700 Lokomotiven bestellt, die spätestens Ende 1908 abzuliefern seien. Jede moderne Schnellzugslokomotive kostet 60 000 bis 80 000 Mark; der Auftrag macht also etwa 50 Millionen aus. Das ist an sich schon ein ganz bedeutendes Objekt. Aber ihre Bedeutung erhält die Ziffer doch erst dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die deutschen Lokomotivfabriken durchschnittlich noch auf ein Jahr voll besetzt sind. Durch den neuesten Auftrag des Eisenbahn-Fiskus wird den Fabriken für ein weiteres halbes Jahr volle Beschäftigung gesichert, und man konstatierte denn auch hocherfreut die Tatsache, daß die deutschen Lokomotivenbau-Anstalten bis Ende 1908 über ihre Leistungsfähigkeit hinaus beschäftigt seien. Das muß in den beteiligten Kreisen peinlich berührt haben, denn man bemühte sich sofort, einen Dämpfer aufzusetzen: Einige Fabriken wären ja freilich ausverkauft, aber andere hätten noch Platz genug in ihren Ordrebüchern. Für die meisten Firmen bedeute der auf sie entfallende Anteil am Auftrag nur etwa 50 Prozent ihrer Leistungsfähigkeit. Wenn das ein Dementi sein soll, so ist es jedenfalls ein sehr unglückliches, denn es bestätigt im großen und ganzen alles, was es leugnen will. Und es lenkt überdies die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, in welch hohem Maße unsere schweren Industrien vom Fiskus und seiner Investitionspolitik abhängen. Die Tatsache an sich ist ja eine Selbstverständlichkeit. Das Reich und Preußen betreiben mehr als drei Viertel aller deutschen Eisenbahnen und haben daher auch den weitaus größten Teil aller Ordres auf Roll- und Oberbau-Material zu vergeben. Von den 2 Millionen Tonnen Schienen und Schwellen, die der Stahlwerksverband jährlich herstellt, absorbiert der Fiskus den größeren Teil. Aehnlich verhält es sich mit der Erzeugung von Blechen, Achsen und Rädern für den Waggonbau. Zieht man daneben die Trägermengen für öffentliche Bauten in Betracht, und kürzt man ferner von der Eisenerzeugung den Jahresbedarf für Heer- und Marinezwecke, so ergibt sich, daß die Fiski des Reichs und Preußens weit über ein Drittel der gesamten deutschen Eisenproduktion mit Beschlag belegen. Der Geschäftsgang in den schweren Industrien Deutschlands ist daher in höherem Maße immer politischen Einflüssen ausgesetzt, als der irgend einer Industrie des Auslandes.

Für das Maß der Staats-Anschaffungen sind ja lediglich Momente der sozialen Nützlichkeit bestimmend. Preis- und Konjunkturfragen sprechen anderwärts ein gewichtiges Wort mit und mögen in England und Amerika für neunzehn Zwanzigstel der Eisenproduktion maßgebend sein Bei uns scheiden sie für ein Drittel der Produktion vollständig aus, und für ein weiteres Quantum kommen sie nur nebensächlich in Betracht; denn der Umfang der Staatsbestellungen ist ja in hohem Maße mitbestimmend für den Umfang der Neu- und Erweiterungsbauten in der Eisenindustrie.

Das alles ist, wie gesagt, selbstverständlich. Aber

es wird viel zu wenig beachtet und auf seine Konsequenzen hin geprüft. Es wird völlig übersehen, daß die Regierung noch andere Pflichten hat als die, sich alle für ihre einzelnen Ressorts erwünschten Anschaffungen von der parlamentarischen Bewilligungsmaschine bezahlen zu lassen. Sie hat einen in anderen Ländern unbekannten Einfluß auf den Gang derjenigen Industrie, die den Gradmesser für die Allgemein-Konjunktur abgibt, und sie hat aus diesem Grunde auch eine weitgehende Verantwortung für diese Konjunktur. Es erwächst ihr die Pflicht, nach Kräften auf eine Nivellierung der wirtschaftlichen Schwankungen hinzuwirken. Sie hat die Pflicht und auch die Macht hierzu. Denn sie braucht nur bei industriellem Hochgange ihre Bestellungen einzuschränken und sie bei eingetretenem Niedergange zu erhöhen. Das ist ein Prinzip, das in allen anderen Ländern, besonders aber in England, aufrecht erhalten wird. Selbst dringende Arbeiten werden hier weitestmöglich zurückgestellt, wenn die Preise und die Löhne hoch sind, und erst zur Ausführung gebracht, wenn Löhne und Preise sinken und geschäftlichen Niedergang ankündigen; dann füllt das aufgeschobene Arbeitsprogramm früherer Jahre eine Lücke aus und wirkt als „Notstandsarbeit" außerordentlich wohltätig. Ebenso zu handeln, wäre der preußische Staat vor allen anderen verpflichtet. Denn kein zweiter Staat hat wie er ein Ventil in der Hand, durch das er den Dampf des „überhitzten Kessels" entweichen lassen, und das er bei Nachlassen der Spannung wieder schließen kann. Durch geschickte Verteilung seiner Aufträge kann er außerordentlich viel dazu beitragen, daß der jähe Wechsel zwischen Konjunktur und Notjahr gemildert und Krisen ausgeschaltet werden. Freilich gehört dazu ein weitschauender Blick und vor allem ein Standpunkt über den wirtschaftlichen Parteien. Ein Minister, der sich von jedem Augenblicksbedarf und jedem Mangel — den unzertrennlichen Begleitern jeder Hochkonjunktur — zu überstürzten Bestellungen verleiten läßt, der gibt damit nur zu, daß er in schlechten Zeiten nicht an die guten gedacht und notwendige Verbesserungen unterlassen hat. Aus diesem ersten Fehler folgt dann der schwer zu vermeidende zweite, daß gerade im ungeeignetsten Moment das Versäumnis nachgeholt und die wirtschaftliche Anspannung verschärft statt gemildert wird.

Und so stehen die Dinge jetzt in Preußen. Unsere ganze Konjunktur ist heute, soweit die Eisenindustrie in Betracht kommt, nur eine Konjunktur von Fiskus Gnaden. Man braucht nur die Ausweise des Stahlwerksverbandes durchzugehen, um das zu erkennen. Der Absatz an Halbzeug weist heute einen scharfen Rückgang, der Versand an Formeisen nur eine ganz geringfügige Steigerung gegenüber 1905 auf. An Eisenbahn-Material werden dagegen rund 50% mehr erzeugt und abgesetzt als vor zwei Jahren. Von der Steigerung darf man nur wenige tausend Tonnen für den Export abrechnen, der ganze Rest bleibt im Inland und geht an den Eisenbahnfiskus. Der Schienen- und Schwellenabsatz des Stahlwerksverbandes wäre in den letzten beiden Jahren stabil geblieben, wenn nicht die Eisenbahnverwaltung fast das doppelte Quantum ihres früheren Bedarfs in Bestellung gegeben hätte. Man schätzt den Bedarf an Oberbaumaterial für 1907 auf 800 000 Tonnen, das ist mehr als für die beiden Jahre 1904 und 1905 zusammengenommen. Was sich der Eisenbahnminister für die Jahre der Hochkonjunktur vom Landtag hat bewilligen lassen, grenzt ans Unglaubliche. 1906 sah der außerordentliche Etat 146 Millionen und die Kleinbahn-Vorlage 271 Millionen vor. Für das neue Jahr liefert der außerordentliche Etat 186 Mill., die Sekundärbahnvorlage 222 Mill. Dazu treten die laufenden Investitionen, dazu kommt ferner eine Etatsüberschreitung aus dem Vorjahr in Höhe von 50 Millionen. Alles in allem hat der Eisenbahnfiskus seit Anfang 1906 eine Milliarde neuer Aufträge vergeben oder noch in der Hinterhand, und davon fließen zwei Drittel der Eisenindustrie zu. Damit nicht genug, hat der Minister in der Budgetkommission erklärt, das eigentliche große Eisenbahnbau-Programm komme erst im nächsten und den folgenden Jahren. Sind diese enormen Aufwendungen notwendig, so sind sie es nicht seit heut und gestern. Dann hat man aber während der Jahre des Niedergangs 1901 bis 1904 den Ausbau des Staatsbahn-Systems in ganz unverantwortlicher Weise vernachlässigt und die Gelegenheit, der darniederliegenden Industrie Hilfe zu bringen, sträflich verabsäumt. Oder aber man läßt sich jetzt von den Industriellen drängen und nimmt Bauten und Investitionen zur ungeeignetsten Zeit vor, bezahlt Konjunkturpreise, nimmt der Landwirtschaft Arbeiter weg und treibt die Konjunktur durch Ueberanspannung einer akuten Krisis zu. Jedenfalls wird der Eisenbahnminister mit seinen Investitionen gerade fertig sein, wenn die Krisis da ist. Oder — dasselbe mit besserer Betonung des Kausalnexus — die Krisis wird da sein, wenn der Minister zu investieren aufhört. Also absolute Planlosigkeit in der Vornahme der öffentlichen Arbeiten. Und das im sozialen Zeitalter!

Der Staat sollte sich besser auf die Pflichten besinnen, die ihm seine Eigenschaft als Großunternehmer auferlegt. Würde irgend ein privater Riesentrust so wirtschaften wie der Fiskus und gleich ihm seine Milliarden-Aufträge immer zur ungeeignetsten Zeit vergeben, dadurch Krisen herbeiführend oder verschärfend, so wäre die staat-

liche Gewalt schon längst mit einem Ausnahmegesetz zur Hand. Die unleugbaren Vorteile, die der staatliche Alleinbetrieb der Eisenbahnen bietet, werden aufgehoben, sobald die mit diesem Alleinbetrieb verbundene Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben kurzsichtig und ohne Rücksichtnahme auf die höheren Interessen der Volkswirtschaft ausgeübt wird. Die Sympathien, die unsere Delbrück und Rheinbaben für unsere großen Syndikate haben, dürfen nicht dahin führen, daß die Vergebung öffentlicher Arbeiten im Sinne dieser Syndikate und zum Schaden der Allgemeinwirtschaft erfolgt.

„Einem neuen Sedan entgegen."

Im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg ist eine Uebersetzung des beachtenswerten Buches von Major Driant erschienen: „Einem neuen Sedan entgegen." Ein Paneghrikus auf die deutsche, ein Requiem auf die französische Armee. Wir wollen dadurch nicht hoffärtig werden, sondern weiter arbeiten an unserer Besserung. Aber anerkennenswert ist der Tainesche Freimut, mit dem der Verfasser die Zustände der eigenen Armee bespricht. Nur die öffentliche Meinung soll aufgerüttelt werden — Alarmblasen . . . die Alarmierten werden Front gegen den Musikanten machen. Auch wir haben unsere Schwächen in der herrlichen Maschine unseres Heeres, wir hüten uns aber vor öffentlichen Bekanntmachungen. Nur das Tageblatt macht darin eine Ausnahme. Fast jede Spalte birgt aber dort persönliche Spitzen und Empfindlichkeiten — mindert dadurch sachliche Wirkung. Driant wird es ergehen wie dem Oberst Stoffel. Seine Berichte waren den Herren Ministern — Olivier, Niel, Lehvent — unbequem. Papierkorbfutter. In Frankreich wird dieses Buch ein ähnliches Schicksal erleiden. Wir aber wollen uns an dem süßen Gift des Lobes nicht berauschen.

Wertvoll aber ist, daß es in erster Linie moralische Faktoren sind, welche Major Driant die Ueberlegenheit der deutschen Armee vor Augen führen. Wenige Analphabeten — unsere Volks- und Fortbildungsschulen — Disziplin — Ehrerbietung — die 83000 Kapitulanten gegenüber Frankreichs 40000 — unsere Reserve-Offiziere — die Wucht der Kriegervereine usw. Daß die mächtige Persönlichkeit des Kaisers inmitten des Feldlagers in Schlesien ihn zur Bewunderung anregt, besonders im Vergleich mit französischen Manövern, erscheint selbstverständlich. Keine Nation huldigt so dem Eindruck der Persönlichkeit wie unsere westlichen Nachbarn. Aber trostverheißend ist der Ausspruch: „. . . . den Anblick dieser Sozialdemokraten, die einmal die Pickelhaube auf dem Kopfe — genau so ohne Zögern gegen Frankreich marschieren werden wie 1870. „Von Jaurès' Sozialisten-Bataillonen befürchtet er andere Dinge. Sei es so! Daß der Geist der Indisziplin in Frankreichs Heer reißende Fortschritte macht, bewiesen die auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen aufrührerischen Reservistenszenen im Herbst 1906. Driant meint dazu: Ein Sturm des Aufruhrs ist in diesem Jahre über viele Regimenter dahingebraust, nächstes Jahr wird er zum Orkan erwachsen, im folgenden wird er alles mit sich fortreißen . . ." Auch die Gefangenen-Bataillone, welche am 29. Oktober 1870 aus Metz marschierten, beschimpften ihre Offiziere . . . . sie schlugen sich doch brav!

Allerdings: die Verkürzung der Dauer der Reserve-Uebungen aus Furcht vor politischen Kundgebungen, mit denen die Hauptleute öffentlich bedroht wurden; Regiments-Kommandeure, die zurückweichen vor Soldaten, die ihnen die Drohung ins Gesicht werfen: „Wenn Sie mich bestrafen, schreibe ich an meinen Deputierten"; Generäle, die für den Minister bestimmte Berichte unterdrücken; Obersten, welche zu Recht verhängte Strafen aufheben; Subalternoffiziere, die den Kopf abwenden, um nicht die Verweigerung einer Ehrenbezeugung zu sehen . . .; das sind Symptome, die zu günstiger Diagnose nicht berechtigen. Und in der Kammer wurde vor wenigen Tagen der Ruf laut: Wenn der Jahrgang 1904 im Dezember entlassen wird, so ist die Armee nur noch ein Skelett. Nach Driant sogar ein morsches, verfallendes . . . doch 1796 zeitigte auch einen Bonaparte, und das Volksheer 1877 war eine große patriotische Tat. Freilich was Berteau-André verdorben haben mit Nepotismus, Freimaurertum und Schwarzem Kabinett ist auch von einem Piquart nicht leicht zu ersetzen. Verlorene Werte!

C. v. Bredow,
Generalmajor z. D.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.